BIBLIOTHECAE
ELECTORALIS
MONACENSIS.
Ch. Wink. del.
Söckler sc. 1779.

<36601507680019

<36601507680019

Bayer. Staatsbibliothek

L. eleg. g. ~~439~~

~~440~~ ~~Bef. Bl. deutschen~~. pag. 667.

L. eleg. 439 L (1 Westenrieder

Lorenz Westenrieders
Prof. der Poesie und ordentl. Mitglieds der kur-
baierischen Akademie der Wissenschaften

Einleitung
in die
schönen Wissenschaften

Zum Gebrauch seiner Vorlesungen.

Erster Theil.

1777.

Lorenz Westenrieders Einleitung in die schönen Wissenschaften ꝛc.

Imprimatur.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Sig. im Churfürstl. Hochlöbl.
Bücher-Censurcollegium.
den 10 Octobr. 1777.

Franz Xav. Graf, Sekr.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Vorrede.

Wenn ich einem die schönen Künste lehren, und erst ihm beweisen sollte, daß ihre Kånntniß ihm nützlich sey, lies, wollte ich sagen, und die Denkmåler ihm zeigen, womit die Dichter sich um ganze Nationen verdient, und unvergeßlich in fühlenden Herzen gemacht haben.

Und so will ich auch sagen, so will ich allen denen zurufen, welche die Dichtkunst und Künste bloß noch zum

Zeit-

Zeitvertreib, oder zur Befriedigung ihrer Sinnlichkeit dulden, den Mann von Genie als ihren Miethling betrachten, und nicht wissen, daß die Kraft, über die Herzen eines Volks, und ihre Empfindung zu herrschen, höhern Berufes sey, als die Gewalt es ist, dieselben durch äussere Herrschaft zu binden.

Wenn man ein fühlendes Herz hat, und nachdenkt, was die schönen Künste uns seyn könnten, und was sie uns nicht sind; daß sie noch nicht sind die Gefährtinnen unsrer Gesätze, die Seele unsrer Bedürfnisse, der Geist unsrer Wissenschaften: so sieht man mit Betrübniß auf jeden Staat, dem dieß fehlet, und mit Erstaunen dahin, daß man so selten auf den Gedanken verfallen sey, die Menschen bey dem warmen Gegengefühl, welches sie zwang, daß sie in Gesellschaft zusam

traten, zu fassen, und durch Erhaltung derjenigen Mittel, durch Verfeinerung derjenigen Grundtriebe, durch welche ein Staat entstanden ist, denselben zu der Vollkommenheit, nach der man durch unzählige Versuche auch der besten Gesätze so manchmal vergebens strebt, zu erhöhen. Wenn ein Volk todt und gefühllos zur Empfindung des Guten ist, wenn es bey dem Vorwurf eines oft besseren Auslands, daß es keinen Erfindungs- keinen Gewerbgeist besitze, daß es darniederliege in der schändlichsten Vergessenheit, kein Gefühl hat, zu erröthen; wenn es endlich nach nichts trachtet, als nach der Befriedigung der sinnlichen Bedürfnisse: was vermögen da die Vorschläge der Weisen, die Hilfsmittel der besten Gesätze und Verordnungen?

Aber wenn man die Geschichte derjenigen Künste, welche seit einigen Zeiten der Verstand erfand, durchsieht, und ihre einzige, endliche Absicht, der sie zueilen, betrachtet: so wird man nur zu oft entdecken, daß sie den Endzweck, von dem sie kommen, zu dem sie zurückkehren sollen, verlassen, daß sie die Hoffnung, die Seelenzerrüttungen zu heben, gänzlich dahingegeben, und daß sie nicht mehr die Mittel sind, die Ursachen der Uebel, sondern ihre Schmerzen, nachdem selbe bereits da sind, zu heilen. Man scheint nicht mehr zu wissen, daß alle bürgerliche Uebel von der Abweichung des Geschmacks und sittlichen Gefühls, von dem Verfall der Künste ihren Ursprung nehmen, und daß eine einzige Thorheit, eine einzige Abweichung von dem geraden Wege und ursprünglichen Gefühle der Natur vermögend sey, schwerere Folgen,

als

als Leibskrankheiten, Kriege, oder eine jede andere vorübergehende Noth haben kann, nach sich zu ziehen.

Unbekümmert, wo es am Ende einst hinführt, trachtet itzt jedermann, der für die Zukunft sich aufklärt, Systemen, und der muthigen Freyheit zu, alles zu untersuchen, und über alles zu denken, indessen, daß noch im Ganzen dasjenige, ohne welchem alle Kenntniß unverbreitet dahin liegt, — Die Kunst fehlt, jene nothwendige Unruhe, dasjenige, was man weiß, auch zu thun, in gute Köpfe zu legen, Talente aufzufeuern, sie über das Gemeine hinwegzusetzen, und den großen Planen der Gesätze eine Folgsamkeit, und ihrem Umlaufe eine innere Bewegung zu verschaffen.

Aber es ist gefährlich, über alles wegzudenken, und dabey kalt zu bleiben.

ben. Und hier sehe ich den Zeitpunkt, wo, wenn er herankam, der Dichter geehrt ward. In den Tägen der allgemeinen Lieblosigkeit, wo das Laster seinen Vorspruch und Duldung hat, und die verscheute Tugend verspottet in Wüsten flieht, in diesen Tägen der Geistlosigkeit, der Herannäherung von Auflösung menschlicher Bande wird der Dichter ein Gott, wird der Künstler der Retter der Menschheit seyn.

Sein Beruf ist, das Gefühl für alles, was den Menschen erhöhet, und den Haß gegen alles, was ihn erniedrigt, zu erwecken, dem Wettstreit, um Vorzüge immer eine neue Gestalt zu geben, immer neue Sinnen für das Schöne und Gute zu öffnen, und jede Tugend, jede ausserordentliche Arbeit, jede wohlthätige Empfindung in einem erhöhtern Reize, und mit den wärmesten Vorstellungen und Begeiste-

sterung zu schildern. Er, in dessen Seele sich die höchste Lebhaftigkeit der Empfindung mit der größten Stärke der Einbildungskraft, und der gewaltsamste, gränzenloseste Eifer verbindet, alle menschliche Neigungen in dem Ideal der Tugend und Größe zu vereinigen, und jede Unternehmung weit über die Vorstellungen gewöhnlicher Menschen zu erhöhen; Er, in dessen Herzen der reinste Begriff von Schönheit, von Ordnung und Tugend, und das zärtlichste unruhigste Verlangen lebt, jedem Wesen ebendieselbe Empfindung mitzutheilen, über jedes Mitgeschöpf ebendenselben Eifer zu strömen, er wird jene Gährung in den Zeiten des Schlafs, die auch träge Seelen wider Willen zur Arbeit zwingt, jenen Bürgergeist, der für die allge-

meine Wohlfahrt uneigennützige Arbeiten, und große Opfer im Stillen schafft, thätig hervorbringen.

Und diesem Ideal nähere sich der Freund, der mit diesem Buche mir nachlehrt, mit diesem Endzwecke eile er der Erklärung der Künste zu, mit dem Endzwecke alle Sinnen seiner Schüler zu verfeinern, in alle Gegenstände einen geheimen Geist, der das Herz hebt, und in ihr ganzes Leben das lebhafteste Gefühl von der sittlichen Uebereinstimmung aller ihrer Kräfte zu legen.

Die wenigsten von den Schülern werden Poeten; und da sie dieß in der That auch nicht sollen, so vergesse er niemals, daß die Kunst, eine schöne

Stelle nach Schulregeln zu beurtheilen, weniger für den künftigen Bürger, für die Verschönerung des Lebens sey, als die Kunst, alle seine Sinnen in der Empfindung über selbe zu ergießen, und daß dieß auch zur Bildung der dichterischen Köpfe das einzige Mittel sey. Den Beruf zu einer gewissen Kunst wird schon jedem sein innerer Ungestüm lehren, und diejenige Manier war allemal die beste, die ein großer Künstler von selbst sich erfunden hat.

Je weniger ein Lehrer von seiner Kunst versteht, und je kälter sein Herz bey einer schönen Stelle, die er vorliest, verbleibt; desto eifriger wird er seyn, die Verlegenheit, in der er sich befindet, durch Anmerkungen und gelehrte Töne zu ersetzen. Sind aber junge Seelen

len einmal gewöhnt, ihre Kunst bloß für ein Studium der Terminologie zu halten, wollen sie glänzen, wie die unzeitigen Früchten in Triebhäusern ohne gesunde Farb und Geschmack: wie kann man da auf Gedichte hoffen, die würdig wären, in Cedernöl getränkt, und in Cypreßenholz aufbewahrt zu werden? Von lauter Regeln, wie sie die schöne Natur nachahmen müssen, lernen sie dieselbe niemals finden, oder sie gehen ungerührt vorüber, ohne sie einmal zu kennen. Mit dem Maaßstabe, den ihnen ihr Lehrer zuschnitt, sehen sie frevelhaft ins Unendliche hin, untersuchen alles nach ihren Regeln, und sehen das, wo sie selbe nicht finden, mit blöder Verachtung an. Sie wissen das bloß, was sie wissen, ohne es jemals genoßen zu haben.

Es soll stets bey jedem Meisterstücke der Poesie und der Künste die letzte Bemühung des Lehrers seyn, die Kunst, mit der sie gemacht, die Regel, aus der sie gezogen ist, zu zeigen. Wie man eine gute Maschine nicht eher zerlegt, als bis man sie satt gesehen, und nun neugierig nach ihrer Einrichtung geworden ist: so fange er nicht eher an, über den Kunstbau einer treffenden Stelle zu lehren, als bis sich die Seele vollends gesättigt, und die Empfindung ermüdet hat; er gewöhne sich, mit eben dem Auffluge nach mehr als menschlicher Schönheit und Größe, mit dem man Statuen bildet, auch seine Schüler zu bilden, und das, was vortreflich ist, nicht mit dem Zirkel und Brillen, sondern mit Leben, mit Liebe und Anhänglichkeit zu betrachten, sich bey wenigem zu verweilen, sich mit

wenigem genugsam zu üben, und in dieses viel Poesie, viel Zeit und Mühe zu legen.

Ich habe in die zween Abschnitte, die ich Vorlesungen nannte, den Ausdruck meines Vortrags, meine Empfindung, und meine Absichten gelegt. Wem mein Lehrton bey Stellen, wo das Herz lehrt, zu heftig scheint: dem kann ich nicht antworten; aber dem Manne will ich mit vollem Herzen danken, der für mich die Freundschaft hat, Erinnerungen über das, was er besser fühlt, besser denkt, aber Erinnerungen mit dem Herzen eines Dichters, ich meyne, mit freyem, aufrichtigen, von der Sache erfülltem Herzen zu machen.

München den 1. October
1777.

Innhalt des ersten Theils.

§. 1. Allgemeine Begriffe der Poesie.

§. 2. Abtheilung der schönen Künste.

§. 3. Wie man Dichter lesen und nüzen soll. Eine Vorlesung.

§. 4. Von dem Sylbenmaaße.

§. 5. Von den Figuren.

§. 6. Von der Allegorie und Mythologie.

§. 7. Begriffe von der Schönheit, Gracie und Naivität.

§. 8. Vom Großen und Erhabnen. Eine Vorlesung.

§. 9. Von der lyrischen Dichtkunst.

§. 10. Von der Idylle.

§. 11. Von der Fabel.

§. 12. Von dem Lehrgedicht.

§. 13. Von dem Sinngedicht.

§. 14. Von der Satyre.

§. 15. Von den Romanen.

§. 1.

Allgemeine Begriffe von der Poesie und ihren Austheilungen.

Keine Wissenschaft drückt sich so allgemein aus, als die Poesie, und nichts scheint leichter zu seyn, als zu erklären, worinn sie bestehe. Die Bauart dieser Schule, wenn sie anders der Meister derselben aus der Idee eines Schulgebäuds abzog; eine Musik, wenn sie der innern Bewegung, die sie ausdrücken soll, gleich kommt; ein Gemählde, oder eine Statue, welcher das eingegossen ist, was sie vorstellen soll; eine jede Feyerlichkeit in unsrer Stadt, ein Denkmal, welches den eigentlichen Endzweck der Sache, der sie gewidmet ist, aushebt; eine

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

jede natürliche Pantomime, eine jede Miene ist ein Buch, wie wir bald sehen, werden, aus welchem wir den wahren Endzweck der Poesie uns erklären, das Wesen derselben uns abziehen, und deutliche Begriffe von ihrem Umfange und Ausdrucke zu verschaffen im Stande sind. Gleichwohl gehört die Erklärung, was die Poesie sey, unter diejenigen Dinge, die man am besten, wenn man sie ausübt, verstehen lernt. Man muß erst gute Beyspiele vor Augen gehabt, und dieselben durchdrungen haben, wenn man fähig seyn will, zu Grundsätzen, deren man versichert ist, hervorzugehen, den innern Zusammenhang derselben zu finden, und das Ganze zu übersehen. Indeß ist für Genies schon überall gesorgt. Der Funke liegt schon in ihnen, klimmt schon; und wie es nur eine einzige Flamme braucht, die größte Mine in Feuer zu setzen: so darf man jenen nur Gegenstände, die der Geist angab, darbieten, nur Entwicklung und Nahrung verschaffen, um sie aufzuwecken, und in Gährung zu setzen. Ein einziger voller Blick in die Natur, ein einziges Gemählde vom Raphael, ein Antinous, ein einziges Buch vom Virgil ist vermögend, den ersten Seelenriß zu verursa-

ursachen, Dichteraugen zu schärfen, sinnliche Dinge abgezogen, und abgezogne sinnlich zu machen, und den jungen Dichter dahin zu stellen, wo man ihn zwar in die Fernen zeigen, aber ihn nicht mehr begleiten kann; wo diejenigen guten Köpfe noch allemal am richtigsten giengen, welche ohne Führer gegangen sind.

Die Natur ist die Schule der Dichter, die Schule der Künstler. Was ist denn aber eigentlich diese Natur für den Dichter? Er studiert sie, ahmt sie nach, drückt sie aus, giebt uns das Bild seines Geists, so, wie er in dem Augenblicke, da er sie nachahmte, gestimmt war. Was ist dann nun diese Nachahmung? Wie können wir uns das faßlich machen? Und welches sind in unsern Umständen für uns die zuverläßigsten Mittel, den wahren Begriffen so bald, und so nahe, als möglich, zu kommen?

Wir nehmen hier die Natur nicht in dem weitläuftigsten Verstande, vermög welchem man sie als die allgemeine Kraft betrachtet, welche bey der größten Mannigfaltigkeit gänzlich simpel, bey den unaufhörlichen Veränderungen gänzlich einfach, unabhängig in allen, und in allem mittheilend dieses Welt-

system in dem genauesten Verhältniß, in der strengsten Ordnung belebt, unterhält, verschlingt, umschafft und wieder hervorbringt; — nicht so, wie sie der Naturkundiger, der mechanische Künstler, der Mann, der bloß das Sinnliche der Natur zu seinen sinnlichen Absichten untersucht, zu betrachten pflegt. Wenn gleich eine Känntniß der natürlichen Lage, Ordnung, Wirkungen einem Dichter eben so nothwendig ist, als dem bloß mechanischen Künstler: so ist diese Känntniß doch nicht sein Endzweck, doch nicht seine Ruhe, so ist sie doch nur ein Mittel, ihn die Vollkommenheit seiner dichterischen Absichten erreichen zu lassen; der Dichter betrachtet, nützet die Natur, wie sie gemäß dieser Einrichtung, dieser Verbindung eines Gegenstands vermögend ist, auf sein Herz, mithin auf die Herzen aller Menschen diese und jene Eindrücke zu machen, Empfindungen dieser Art hervor zu bringen, und überhaupt Lust oder Unlust zu erwecken.

Ich sehe einen hohen Berg mit Grase bewachsen, sehe ihn mit den Augen des Dichters; zwar muß dieser Berg so beschaffen seyn, wie ers ist, um für mein Auge so ausfallen, um mich so, wie ers jezt vermögend ist, rüh-

ren zu können; aber als Dichter untersuche ich nicht, wie seine Schichten, seine innern Theile, sein Wachsthum beschaffen, sondern mit welchem Eindruck er auf mich zusammfloß, welche Empfindung er in mir verursacht habe. — Nehmen wir von diesem Berge sein Aeussers weg; er behalte seine ganz Materie; er werde kahl; werde ein steiler Felsen, von dessen schwindlichten Höhen ungeheure Klumpen herabhängen. In diesem Falle ändert die Natur für den Naturforscher nichts, als die Größe, die Anzahl der Theile; aber wie verändert ist sie für den Dichter! Was ehe sanfte freudige Eindrücke machte, das zieht nun seine Seele in die Höhe, erweckt in ihr ein Gefühl von Schaudern, von stiller Melancholey, von schwermüthiger Ruhe. Sezzen wir auf den einsamsten Ort dieses Felsen eine Cypreße; lassen wir eine sanfte Quelle herabsprudeln, einen Adler aus einer Kluft heraus tönen; setzen wir die kleinsten Umstände hinzu: so verändert jeder dieser kleinsten Zusätze die Natur für den Dichter.

Ich sehe einen Menschen in der äussersten Betrübniß. Zwar müssen die Theile seines Körpers diese Richtung, diese Nervenspannung,

diesen Druck der Muskeln, diese sichtbare Zeichnung haben; aber nur die Wirkung auf mein Herz, welche der Anblick dieser äußern Stellung, der Anblick des innern Ausdrucks nach sich zieht, der ähnliche Ton meiner Seele, der Einguß des Schmerzens, welcher vermög meines Mitgefühls in mich strömt, ist die Natur für den Dichter.

Die Hauptgrundsätze dieser Empfindungen müssen wir wissen. Wie der innere Bau aller lebenden Wesen an gewisse Elemente angewiesen, und so bestellt ist, daß er nur mit diesen sich vereinige, nur in diesen sich nähre, und wie das, was im Wasser lebt, zu Grunde geht, wenn man es zwingen will, Hitze zu athmen: so sind die Sinnen der Seele, die Nerven ihrer Empfindsamkeit so beschaffen, haben ein solches Verhältniß gegen jegliche Theile der Natur, daß allemal gewissen Gegenständen, gewisse Empfindungen zukommen, und diese Natur ist für den Dichter dann vollkommen erreicht, wenn die Gegenstände der Einbildungskraft gehörig vorgestellt, nämlich weder aus falschen noch aus zu schwachen Theilen zusammen gesetzt sind, und die Empfindsamkeit des Herzens noch zu verwöhnt, noch zu spröd ist, die Eindrücke gehörig sich ausbreiten und wirken zu lassen.

Alle

Alle Empfindungen, welche von natürlich vorgestellten, und natürlich aufgenommenen Gegenständen hervorgebracht werden, kommen darinn überein, daß sie dem Menschen für eben diesen Gegenstand Gefallen oder Mißfallen erwecken. In Absicht auf das Sittliche und die Güte des Herzens ist die weiseste Fügung so getroffen, daß dem Menschen, der die wahre Empfindung hat, eben das, was denselben erhebt, seiner Natur nach gefällt, und eben das mißfällt, was sie erniedriget; aber in Absicht auf den Dichter herrscht darum nicht weniger in beyden Fällen Natur. So sehr uns das Betragen eines Tyrannen aufbringt, und sein Laster verhaßt macht: so sehr muß derjenige, der ihn vorstellen will, diesem Charakter gemäß handeln, er muß in dem Augenblicke, da er einen Tyrannen schildern will, nachempfinden, was jener empfindet, wenn er die poetische Natur desselben schildern, die gehörigen Eindrücke verursachen, und Wahrheit hervorbringen soll.

Nichts muß also wahrer, mit der Natur der Dinge genauer verbunden seyn, als die Poesie. Indem das allgemeine System

der Natur, die Gesätze der Ordnung, der Harmonie ewig, und mithin die Harmonie, die Gesätze der Empfindungen gleichfalls ewig, und im Grunde unabänderlich sind; so kann man allemal, wenn man diese zu Rathe zieht, erfahren, ob etwas seiner innern Einrichtung gemäß, oder mit derselben in Widerspruch sey. Es ist dem Menschen, wenn ein Gegenstand ihm vorkommt, nicht willkührlich, eine Empfindung nach seinem Belieben in sich kommen zu lassen. Wenn die Gegenstände gleich vorgestellt, und die Herzen gleich offen sind: so müssen über eben dieselben Dinge alle Menschen gleich, und nur den Graden nach verschieden empfinden. Auf dieses gründen sich alle Systeme und Verbindungen der Menschen; denn, wie, wenn andere Menschen bey gesunden Augen das in blauer Farbe suchen sollten, was mir in rother erscheint, es keine Gewißheit in Farben geben würde: so wären, wenn es andern natürlich seyn könnte, da, wo ich traurig bin, freudig zu werden, alle menschliche Grundsätze verlohren. Wenn es andern Menschen natürlich wäre, für die Tugend Abscheu, und für das Laster Vergnügen zu fühlen: so gäbe es keine Tugend, kein Gesätz der Sitten; und wenn Männer,

denen

denen wir einhellig den wahren Dichtergeist zugeben, den Homer jemals als ein Muster des Schlechten erklärt hätten: so gäbe es keine Gewißheit des Geschmacks, keine Regel der Künste.

Ja, die Unwissenheit in barbarischen Zeiten, wo man von dem wahren Schönen keine Idee besaß; übel verstandne Grundsätze, wo man sein Herz gegen alle feinere Empfindung verschloß; — Staatsunruhen, oder harte Gesätze, wo man nie Zeit fand, zur wahren Stille des Geists zu gelangen; öffentliche Feyerlichkeiten ohne Ausdruck, und herrschende Moden, wo man mit großen Kosten und Gepränge Kleinigkeiten erhub; und tausend solche Zufälle verleiteten und gewöhnten auch gute Köpfe an seellosen, spielenden Dingen etwas anzügliches zu finden. Aber, wie der Geschmack am Sittlichen niemals gänzlich auch durch Laster erstickt wird: so ward die wahre Empfindung in abentheuerliche Formen gehüllet niemals im Grunde gehoben. Einzelne Strahlen fuhren immerfort durch die dickesten Finsterniße. Ein einziges gutes Buch, ein Gemählde riß oft plözlich ein Eisvolk vom Schlafe

 auf,

auf, und ein einziger Funke verbreitete rund umher eine allgemeine Flamme.

Wenn der Mensch das wahre Gefühl den wahren Geschmack hätte, dürfte er sich, wenn ihm anders die Gegenstände gehörig beleuchtet sind, demselben völlig überlassen, und in allen Fällen thun, was ihm Vergnügen, und unterlassen, was ihm Abscheu erwecket. Der Geist des Menschen besteht aus dem Gefühle von Ordnung und Harmonie, von Großmuth, Wohlwollen, und den übrigen Eigenschaften, welche die Natur des Menschen erheben, einer Natur, dessen vollkommner und einziger Zustand dann am besten bestellt ist, wenn alle Tugenden im gleichen Grade sich vereinigen. So oft der Mensch eine Empfindung aufnimmt, die seinem wahren Wohlseyn entgegen steht: so oft wird seiner Natur Gewalt angethan. Und wie er verderbt wird, wenn widrige öfters wiederhohlte Eindrücke, erst zu Begierden, hernach zur Gewohnheit, und endlich zur Leidenschaft werden: so wird er im Gegentheil herausgehoben, wenn er bald an wahre Ideen, an wahre Eindrücke gewöhnt wird.

Die Poesie mit allen ihren Arten kömmt also in diesem gemeinschaftlichen Endzwecke über-

überein, vermög natürlicher, wahrer Vorstellungen auf die Herzen zu wirken, und in selben diese oder jene Empfindung in verschiedenen Graden hervor zu bringen. Es können also auch solche Vorstellungen, welche die Sitten untergraben (wie das Feuer Verwüstungen anrichten kann, und doch nützlich verbleibt) poetisch gut seyn; aber wie man die Waffen keineswegs erfand, um zu zerstöhren, sondern um die Glückseligkeit des allgemeinen und Privatlebens zu befestigen: so soll der Endzweck der schönen Künste, so muß es in guten Staaten nur dieser seyn, diejenigen Empfindungen, welche des Menschen Wohl erhöhen, zu befestigen, ein thätiges Mißfallen gegen schädliche Gegenstände aufzuwecken; kurz, den wahren Geschmack in das ganze Leben zu gießen, ein geschwindes, wahres Urtheil, daß etwas unsere Neigung oder Abneigung verdienet.

Wer also die wahre Einbildungskraft, das ist, die Stärke und Richtigkeit des Geists besitzt, jeden Gegenstand der Natur, so, wie er wirklich ist, oder seyn würde, wenn er wäre, sich vorzustellen; — wer überdieß die Biegsamkeit und Völle des Herzens besitzt, mit jedem Gegenstande gehörig zu sympati-

siren,

siren, das ist, bey der Anschauung desselben gerade das zu empfinden, was er seiner Natur nach vermögend ist, uns empfinden zu machen, der besitzt ein dichterisches Genie; und wenn er überdieß die Stärke, seine Fassung unter die Sinne zu bringen in seiner Gewalt hat, die Gabe des Dichters.

Um uns bey allem, was wir von der Dichtkunst sagen werden, immer an einen Grundsatz halten, und auf selben beziehen zu können, so wollen wir annehmen, die Dichtkunst sey der volle Ausdruk der wahren Empfindung über die schöne Natur. Die schöne Natur nachahmen, heißt aus einzeln Theilen ein Ganzes, das sich über die gemeine Natur erhebt, zusammen setzen. Jede Gegend in der Welt giebt dem Maler eine gewisse Idee zur Landschaft; aber nicht alles, was in dieser Gegend liegt, ist vermögend, zu dieser Idee etwas beyzutragen; diese Gegenstände läßt der Maler weg, setzt andere, welche der Hauptempfindung gleich kommen, hinzu, oder verstärkt sie, macht ein Ganzes und ist versichert, daß es so, wie es ihn rührt, alle Kenner in der Welt rühren werde.

Man

Man hat wiederhohlte durch die Erfahrung und Vernunft bestätigte Beobachtungen, daß etwas schön, für das Herz rührend gemacht sey, wenn man es nach einer gewissen Einrichtung macht; diese Beobachtungen heißt man Regeln; ihre Känntniß ist uns nothwendig; aber sie fließen aus der Natur der Sache; und wer nicht Genie besitzt, dem sind sie unzulänglich. Die Dichtkunst des Aristoteles, der als Philosoph mit dem durchdringensten Auge die Natur anfaßte, des Horaz, der für die dramatischen Dichter und für Künstler schrieb, des Boileau, Vida nnd so vieler andrer, welche glücklich nachahmten, oder hinzu setzten, sind mehr als hinlänglich einen guten Kopf zum Dichter zu bilden, wenn er gebildet werden kann. Wenn man nun weiter dringt, und nicht zu frieden ist, erfahren zu haben, daß ein Gegenstand in dieser Stellung, welche man Regel nennt, diese Wirkung hervorbringe, sondern die Ursache wissen will, vermög welcher er sie hervorbringen kann, so tritt man in das Gebiete einer neuen hohen Wissenschaft ein, welche man die Empfindungslehre, oder nach Herrn Baumgarten, der sie der erste so nannte, Aestetik nennt, und in wel-

cher die Theorie der schönen Wissenschaften und Künste, das ist, die geistige Ursache der Regeln aus den Eigenschaften der Gegenstände, welche auf uns wirken, und unsers Empfindungsvermögens, welches durch selbe angestimmt wird, hergeleitet werden muß. Sulzers allgemeine Theorie der schönen Künste, Baumgartens, Winkelmanns, Wattelet, Mengs, Riedels, dû Bos 2c. Schriften können einem künftigen Genie zum Grunde dienen, ein simples Ganzes nach der Art zu verfertigen, wie es Home den Theilen nach versucht hat.

§. 2.

Abtheilung der schönen Künste.

Ich trenne mich hier von der Beredsamkeit, welche mit der Poesie das ausmacht, was man schöne Wissenschaften nennt. Ihr Unterschied ist, daß jene mit dem Verstande wirkliche Wahrheiten, diese aber mit der Einbildungskraft mögliche und wahrscheinliche Dinge bearbeitet; daß jene lehren und vergnügen, diese aber allein vergnügen will.

Die Poesie, sagte ich, sey der Ausdruck der wahren Empfindung, u. s. w. So viele Mittel es also giebt, diesen Ausdruck sinnlich zu machen: so viele Zweige der schönen Künste muß es geben. Man soll den Augenblick vorstellen, da Sokrat den Giftbecher ansetzt. Diesen Ausdruck kann uns geben der Sprachpoet mit Worten; der Tonkünstler mit Tönen; der Maler mit Farben; der Bildhauer mit Holz und Stein; der Kupferstecher mit dem Griffel; der Pantomimist mit Gebärden, alle eben dasselbe durch verschiedne Mittel. Und so viele zählet man insgemein der schönen Künste, zu welchen noch die Bau- und Gartenkunst, in so weit sie Ideen ausdrücken sollen, genommen werden.

Jede dieser Künste hat ihre besondere Arten und Mittel, in denselben sich auszudrükken. Wie viele Instrumenten hat man nicht in der Musik erfunden, um dem Tone nahe zu kommen, welcher mit unsrer Empfindung etwas ähnliches haben sollte! Viele derselben haben für uns allen Ausdruck verlohren, so wie die unsern durch beständige Zusätze und Aenderungen in die Hände der Nachkommenschaft unkenntlich und unbrauchbar kommen

wer-

werden. Die Trompete und die Flöten haben einen treffenden Ausdruck, aber niemals konnte eine Erfindung der Harmonie der menschlichen Stimme gleich kommen. Die Kupferstecher haben sich verschiedne Arten erfunden, ihren Ausdruck zu erleichtern; indem sie bald durch Striche, welches man eigentlich stechen nennt, bald durch Punkte, welches man punktiren nennt, ihre Ideen, wie ebenfals in der Aetzkunst geschieht, eingraben, oder, wie in der schwarzen Kunst, ausgraben. Da wir diese Künste, in so weit sie etwas mit der Sprachpoesie gemein haben, immerfort mitnehmen, ihre Anwendung und Nutzen zeigen, und zulezt uns mit der Theorie derselben bekannt machen werden: so will ich sie hier nicht weiter berühren, und nur noch von der Pantomime, deren lyrischer Ausdruck der Tanz ist, einige Erklärungen geben; denn eine Hauptursache, warum einige Leute oft die besten Bücher in Händen haben, und doch leer und geistlos sie weglegen, ist ganz gewiß auch diese, daß sie selbe ohne Sinnlichkeit, ohne Pantomime lesen. Die Rede der Juno: me ne incepto desistere victam u. s. w. enthält nichts für den jungen Leser, wenn er nicht den

Geist, die Herzenslage, woraus diese Stelle kam, das talia *flammato* secum dea corde *volutans* mit vor Augen hat, und den Stromausbruch der Leidenschaft, die Bitterkeit der Worte: quippe vetor fatis; den Riß des schrecklichen Gemähldes: ipsa Jovis rapidum u. s. w. und dann den hoch ausholenden Ton: at ego, quae divum &c. in jede Sylbe gelegt sieht. Allgemeine Gründe, woraus die Pantomime, wozu ich auch die Deklamation nehmen will, eigentlich sich herleite, sind uns also nothwendig.

Die Pantomime ist der Ausdruck der Empfindungen durch Gebärden; darunter versteht man die Züge der Augen, die Bewegung der Hände, und des ganzen Leibs.

Eine jede Empfindung, so lange sie rein ist, das ist, so lange sie nicht durch Nebenempfindungen getheilt oder zurück gehalten ist, hat ihre eigne unwillkürliche Pantomime, so, daß zween Menschen, welche eben dieselbe Empfiudung in eben demselben Grade hätten, in aller Welt eben dieselben Bewegungen machen. Diese Bewegung gründet sich bey ungetheilten Empfindungen auf ganz einfache natürliche Grundsätze, welche aus

der Neigung oder Abneigung des menschlichen Herzens nach oder wider einen Gegenstand hergeleitet werden. So muß man den Ausdruck der Gemählde, der Statuen prüfen, und fragen, was für eine Bewegung gemäß der Empfindung, welche der Künstler schildern wollte, eigentlich folgen, und ob sie sich in dieser Stellung, in dieser Lage der Muskeln ausdrücken sollte.

Aber die Empfindungen sind selten rein, sie werden von Empfindungen einer andern Art, die nach einem ganz andern Zwecke streben, entkräftet oder getheilt, das ist, sie gehen, je nachdem das Temperament, die Grundsätze, Absichten, Gewohnheiten und Nebengefühle der Menschen beschaffen sind, in verschiedne Charaktere von einander ab. Wenn ein Maler die Köpfe einer Armee in der Schlachtordnung malen wollte, so müßte er allen eben dieselbe Hauptempfindung, aber einem jedem besondre Ausdrücke geben. Die Empfindungen der Apostel, als Christus gen Himmel fuhr, der Jünger gen Emaus, waren eben dieselben; aber wer Gelegenheit hat, den Ausdruck dieser Scenen in den Arbeiten grosser Köpfe zu sehen: der wird in jedem etwas, das sich besonders ausnimmt,

ent-

entdecken. Als Sokrat den Giftbecher ansetzte, verhüllten sich einige in ihre Mäntel, Krito stund auf, irrte in dem Gefängniße herum, und schrie; andere stunden unbeweglich, betrachteten finster und schweigend den Sokrates, und Thränen rollten ihre Wangen herab. Apollodorus setzte sich an dem Fuße des Bettes nieder, den Rücken gegen den Sokrates gekehrt, und den Mund in der Hand, sich des Schluchzens zu erwehren; — Und so wurde in der entgegen gesetzteu Empfindung der Freude jeder nach der Art, die seiuem Charackter gemäß war, sich ausgedrückt haben. Man faßt nun, wie fehlerhaft und unnatürlich die Stellungen unsrer Figuranten bey Chören und Balleten gewesen sind.

Wer die Natur besitzt, und sich dann ganz seiner Völle überläßt, dem gelingt auch unfehlbar die wahre Pantomime; aber Künstler, welche sich davon entfernt haben, müssen sie in den Statuen und Gemählden der alten, und neuen großen Meister studiren; ihre Bewegungen sind, so wie die Ausdrücke der schönen Natur tief glühend, still, und feyerlich. Ihre Freude hat nichts Ausgelas-

gelaßnes, ihr Schmerz nichts Rasendes, und ihre Stellungen nichts, was den Wohlstand beleidigen, und der Empfindung des gleichfühlenden Menschen fremd auffallen könnte. Winkelmann hat hierüber die schönsten Anmerkungen geschrieben, und ein Lehrer fährt wohl, wenn er seinen Schülern sie vorlegt, und Gelegenheit ergreift, Dinge zu sagen: bey denen sein Herz sich ergießen, und das Talent des Schülers sich öffnen muß.

Wir haben kein Buch, welches die Gesätze, worauf die Pantomimen beruhen, in ein System gebracht hätte. Lucians Abhandlung vom Tanzen, Donats Anmerkungen über den Terenz, Diderot, Leßing, und besonders Noverre, haben ungemein viel Licht über dasselbe verbreitet. Ein Lehrer, dem um seine Schüler zu thun ist, soll dieselben öfters darinn üben, daß er ihnen schöne Stellen vorlegt, die Pantomime über selbe schreiben, und dann mit der Deklamation sie begleiten läßt. Sie werden in kurzer Zeit die allgemeinsten Grundsätze entdekken, und überhaupt schon unendlich gewinnen, wenn sie sich einmal gewöhnt haben, diese Anmerkungen für wichtig anzusehen, und sich an selbe zu halten. Die Noten zur Pantomi-

tomime und Deklamation bey der folgenden Stelle sind sehr leicht zu zeichnen.

1) Jesus trat in die offene Pforte der Hölle. 2) Die Hüter

Waren nieder vor ihm auf ihre Stuffen gesunken.

3) Und sie erhuben sich, 4) sahn anbetend dem Richter der Welt nach.

5) Sahn, wie er hinunter stieg in die Tiefe der Tiefen,

6) Und wie die Satane weit umher zu Felsen erstarrten.

Stimme und Aktion folgen den Ideen; also bis 2. mit gleichtönender, feyerlicher Stimme, die Hände nach und nach von sich; — die Hüter &c. Stimme und Hände sinken; 3) erheben sich wieder; und bey: sahe anbetend &c. verlängert sich die Hand, die Stimme dehnt sich; bey 5) fallen beyde; und endlich 6) steigt die Stimme; bey den Worten: weit umher, die Hände auseinander, und beym: erstarrten, fällt die Stimme, und die gehobnen Hände ruhen.

Die Bewegungen der Hände und der Mienen ergeben sich nicht allemal zu gleicher

Zeit, sondern sie folgen oft auf einander. Wenn die Seele aus einem ruhigen Zustande plötzlich in Bewegung gesetzt wird, so werden sich die Hände voraus bewegen, und in den Augen und Mienen wird sich die Aenderung nur nach und nach zeigen; der Ton wird beflügelt, begeistert seyn. Spannt sich entgegen die Seele ab, und verfällt sie aus grosser Heftigkeit plötzlich in den Stand der Ruhe: so senken sich die Glieder, die am leichtesten in unsrer Gewalt stehen, voraus, und das vorige Feuer geht langsam in die neue Empfindung über; der Ton wird gemäßigt und feyerlich seyn.

Aber die Stimme begleitet unmittelbar die Worte mit demjenigen Tone, den die Empfindung erfordert. Welche unsägliche, übertriebene Mühe wandten die Alten an, beydes, die Bewegungen und die Stimme zu bilden, und in beydes Empfindung und Ausdruck zu bringen! Und wie selten sind jezt die Männer, welche Känntniß und Fähigkeit genug besitzen, einen Virgil, einen Klopstock, zu deklamiren! Der Lehrer gewöhne also den jungen Dichter immerzu mit dem Herzen, und nicht nur so, daß man seine Worte vernehme, sondern, daß man sie sehe, zu lesen.

§. 3.

Wie man Dichter lesen und nützen soll.

Eine Vorlesung.

Wenn man Ihnen heute eine Sammlung aller Dichter, die jemals in der Welt waren, zu Ihrem Gebrauch überließe, und Sie wüßten nicht, wo Sie anfangen, wohin Sie Ihre Absichten richten sollten: was würde Sie diese Sammlung wohl nützen! Sie würden immer lesen, würden aber weder ein System noch einen Endzweck finden, und, wenn es weit käme: so würde der größte Nutzen am Ende noch dieser seyn, daß Sie das wüßten, aber nicht verstünden, nicht anfaßten, was Sie gelesen haben. Häußliche Anmerkungen, wie man bey einer nützlichen Wissenschaft sogleich den kürzesten Weg gehen, wie man selbe anlegen, selbe auf das Leben, auf seine und andrer Glückseligkeit anwenden könne, sind uns höchst nöthig, wenn wir uns nicht der Gefahr aussetzen wollen, eine Weile in der Irre herum zu gehen, vielleicht das Ziel gänzlich zu verfehlen, oder unsern Eifer durch fruchtlose Be-

mühungen zu ermüden. Es ist schwer, einen Weg allein zu gehen, wo man so oft entzwecklos fortgehen, so oft sich verfehlen kann; und dieses mag wohl die Ursache seyn, warum die Poesie in Betracht, was sie nützen könnte, noch in unsern Tägen so leer, und die Meynung, daß sie bloß zum Vergnügen, dessen der Staat leicht entbehren kann, gemacht sey, überhaupt noch gemein bleibt.

Ich will Ihnen also sagen, was ich, falls ich die Poesie anfangen sollte, an Ihrer Stelle thun, wie ich mich verhalten würde; ich will Ihnen sagen, was — wie ich lese, will Ihnen die Stellen auszeichnen, wo, und wie ich empfinde, Ihnen erklären, warum ich so zu empfinden glaube; aber ich werde mich dabey niemals an eine systematische Ordnung binden; und wenn ich je was Gutes, was nützliches sage: so wird allemal das, was ich bey Gelegenheit, wann ich selbst mit in die Sache gebracht, selbst mit gerührt bin, im Feuer bin, sagen werde, am besten gesagt seyn. Sie sind meine lieben Landsleute, sind meine Freunde, und ich bin unendlich stolz, edle Seelen, Männer, welche dem Staate nützen, ihn auf eine nützliche Art vergnügen werden, als Freunde zu kennen. Vielleicht ist

ein

ein weites, großes Genie, dem einst wichtige Dinge bevorstehen, unter Ihnen, und wie will ich mich freuen, die ersten Keime desselben entdeckt, gebildet zu haben!

Das beste Mittel, seine Begriffe nach und nach zu einem System zu führen, ist, daß Sie sich den Muth nehmen, alles, was ich Ihnen als lesenswürdig anrühmen werde, zu lesen, und ein gewisses Buch, das Ihrer Faßung am nächsten kommt, zu Ihrem Vertrauten zu machen. Es würde Sie nichts nützen, wenn ich Ihnen heute so gleich eine Theorie vorlegen wollte, zu der ich selbst, ohne daß ichs merkte, was in mir vorgieng, durch ein lang fortgesetztes Lesen, und durch Jahre und Umgang gekommen bin. Wie viele Eindrücke und Wiederholungen derselben werden erfordert, bis unser Gefühl zum wahren Tone gestimmt, und in selbem befestigt wird! Und wie lange muß man fort lesen, um zu wissen, warum man liest, und wohin man am Ende geführt wird.

Merken Sie sich die Stellen, wo Sie sich am längsten verweilten, wo sie glaubten, etwas ausserordentliches zu finden, und schreiben Sie darüber in wenigen Worten Ihr

Urtheil, Ihre Empfindung nieder. Fühlen Sie sich bisweilen erhitzt, selbst etwas zu schreiben: so lassen Sie ja diese glücklichen und seltnen Stunden nicht unbenutzt weggehen; sie kommen manchmal nicht wieder, wenigst nicht so wieder, wie sie uns damals entzündeten. Schreiben Sie, so lange Sie sich fühlen, und lesen Sie bey kaltem Blute. Diese Uebung hat einen vielseitigen Nutzen, sie schärfet und ordnet unsre Gedanken, bildet unsern Stil aus, und ist überhaupt das einzige Mittel, den Gang unsrer Einsichten kennen zu lernen. Wenn Sie immer so fortlesen, so werden Sie in etlichen Monaten klüger, empfindsamer, besser, gesitteter seyn, als Sie heute sind. Das muß jeder Mensch von sich denken, der sich nicht einbildet, das Ziel aller Aussichten diesen Tag erreicht, und seine Verbesserung schon geendet zu haben. Was Ihnen jetzt gefällt, wird Ihnen vielleicht nach etlichen Monaten mißfallen, und das Buch, das Sie jetzt begierig lesen, werden Sie vielleicht kaltsinnig weglegen, und vergessen. Wie angenehm muß es nicht jedem seyn, in Sich selbst sehen, Sich selbst auf eine so gute Weise beobachten zu können!

Ich muß hier, weil ich Sie liebe, eine sehr wichtige Anmerkung im vorbey gehen machen. Ich werde Ihnen oft einen Mann, der ein grosses Talent besaß, nennen, und für seine Gesellschaft Sie warnen. Er fühlte Riesenstärke, führte Riesenstreiche auf eben das Gebäude, das er erhalten, und zerschlug eben die, welche er unterstützen sollte. Es giebt keine Schriften, welche schrecklicher schaden können, als die Schriften großer aber böser Poeten. Sie trennen die feste Haltung des Geists, schwächen den Kopf zu männlichen Geschäften, und öfnen jeder Thorheit in das schlaffe Herz, und abgespannte Sinnen den Eingang. Wehe dem Manne, der auf diese Weise unsre Ruhe stört! Er hat Nationen in ihrem Aufkeimen vergiftet, Jünglinge entnervet, und Jahrhunderte geistlos gemacht!

Da ich ein Mensch bin, und mithin ausser Stand bin, Ihnen ein anders Verbot auf die Lectüre dieser Abwerke zu geben, als was ihnen ihre eigne Menschenvernunft, Ihre eigne Wohlfahrt und Ruhe befiehlt; da ich weis, daß man das, was am schärfsten verboten ist, insgeheim sehr oft am liebsten

liest: so kann ich nichts thun, als die Stimme der Ehre Ihnen zuruffen, und Sie nochmals erinnern, daß, gleichwie der Freund, den man zum Vertrauten sich wählt, ein Zeuge des Herzens, so auch das Buch, das Sie lesen, ein unfehlbarer Beweis Ihrer Einsichten, Ihres Geschmacks, Ihrer heimlichen und künftigen Fassung sey.

Was in Athen groß, poetisch schön war, ist es nicht allemal bey uns. Wie viele Dinge, die ehemals Tugenden waren, nun allgemein Laster sind: so ist durch die damaligen Sitten vieles gerechtfertiget, was jetzt das Auge des feinern Mannes beleidigt; Ich habe nie ein unsittliches Gemählde auf Papier oder Leinwand gesehen, ohne für den Künstler die äusserste Verachtung zu fühlen. Besitzt der Mann Talente, über die Empfindung zu herrschen: warum wollte er den Beyfall aller Zeiten nicht einerndten, warum wollte er aus kriechender Herablassung der Miethling eines vornehmen Wollüstlings seyn! Auch wir Deutschen besitzen von dieser Art ein paar große Talente; aber wie ist es zu bedauren, daß ich sie hier nicht nennen darf, und in keiner Gesellschaft, wo Menschen mit feinen Herzen sind, nennen

darf. Der öffentliche Aufkauf solcher Schriften ist ein Zeuge von der elenden undeutschen Fassung der Käufer, und ihr Spott, wenn Sie solche Schriften verachten, soll Sie nicht kränken. Das Verfahren der größten Talente, deren Andenken alle Weltalter durchleben wird, stehe Ihnen für die Wahrheit Ihres Geschmacks. Vergessen Sie niemals, wie gesittet die großen Seelen, ein Virgil, ein Richardsohn, und unter uns ein Gellert, ein Weise geschrieben hat.

Studiren Sie also ein Buch, und lassen Sie dieses Ihren Freund, Ihren Rathgeber seyn. Sie haben jetzt einen Horaz, einen Virgil: O wie viel haben Sie! Und was müßte aus Ihnen werden, welche große Männer müßten Sie werden, wenn Sie den Geist derselben durchdringen und in sich aufnehmen sollten! Viele halten das Vergnügen, das ihnen die Lectür derselben giebt, schon für den endlichen Nutzen, ruhen dabey aus, und glauben, mit Genie gelesen zu haben, wenn sie nach desselben Durchblätterung künftig noch Lust empfinden, aufs neue lesen zu wollen. Der Mann, der ein Gemählde des Unglücks bloß mit Kunstaugen betrachtet,

und

und über die Vorstellung eines Traurspiels mitgerührt wird, und mitweint, aber seine Thränen für die Stimme der Kunst hält, und dann im bürgerlichen Leben selbst das thut, wider was er dort eiferte, kann unmöglich jemals mit der wahren Absicht des Dichters bekannt, und vom Geschmacke desselben beseelet seyn. Wenn der junge Dichter mit seinem Lehrer den Horatz liest, so vergesse er niemals die Antwort auf die Frage: quid dedicatum poscit Apollinem vates? &c. in allen Oden zu suchen, sich stets das Vergnügen des wahren Geschmacks, nämlich eines simpeln, ruhigen Lebens, unsers endlichen Wunsches, ins Gefühl zu legen, und sich des Horazischen Geists, des wahren Dichtergeists zu versichern; er vergesse niemals, wenn er den Virgil liest, die großen Gemählde von der gleichförmigen über die Schicksale erhabnen Fassung durch Wiederholung in seine Seele zu bringen, und sie zum Muth über alle Beschwerniß zu heben. Aber lesen müssen Sie ehe den Dichter, mit ihm handeln, mit ihm beklemmt, zerrissen, erhoben werden, kurz in die Natur, die er schildert, versetzt werden.

Ich will Ihnen ein Beyspiel von der Natur lebloser Gegenstände geben, denn es ist

besser,

besser, mit diesen anzufangen, weil die Natur der Leidenschaften überaus viel voraus setzt. Ein Dichter malt zum Beyspiel die Nacht; so kann er entweder die Gegenstände, welche dem Auge, dem Ohre und den übrigen Sinnen besonders entgegen kommen, aufnehmen, welches der Maler allemal thun muß; — oder die Empfindung, welche er von selben erhält beschreiben, oder beydes zugleich thun. Ich muß hier im vorbeygehen eine kleine Anmerkung machen. Die Sprachdichter haben sich hierinn sehr viel zu gut gethan, indem sie sich zur Zeit, da sie von gegenwärtigen Dingen sprachen, erlaubten, von den vergangenen oder zukünftigen zu sprechen. Wenn sie sagten, jetzt ist Frühling: so sagten sie, jetzt ists nicht mehr Winter, oder jetzt wirds bald Sommer seyn; sie beschrieben damit die Gegenstände des Sommers, und vergaßen oft, von was sie reden wollten. Diese Schilderungen, welche der Sachen, die man malen will, vor- und nachgehen, können wohl an sich selbst Meisterstücke seyn; aber, wer würde es nicht ungereimt finden, wenn uns ein Maler Schnee und gefrorne Flüsse hinsetzen, und hernach bereden wollte, er habe den Frühling malen, und die gegen-

wär-

wärtigen Dinge nur anzeigen wollen, um zu sagen, daß sie nicht mehr vorhanden sind.

Aber nun wieder zum Dichter, der die Nacht beschreiben will. Wann er an die Arbeit geht: so umgebe ihn heilige Stille; so schmelze sein Herz zärtliche Schwermuth, und sein Geist fließe in die sanften Gefilde der Nacht hin; sie übergieße ihn lieblich hier am bemooßten Steine. Er sehe noch den Phöbus, wie er hinter den Stufen jener Berge sich verliert, wie er zurück lacht das letztemal durch den leichten Nebel, der, wie ein goldner Flor entfernte Weinberge, Haine und Fluren glänzend umschleicht; er fühle wie die ganze Natur seinen Abzug feyrt im sanften Widerscheine des Purpurs, der auf streifigten Wolken flammt; höre die Vögel das letzte Lied singen, und sehe sie gepaart ihre Nester suchen; er höre den Hirten vom langen Schatten begleitet flöten nach seiner Gegend, flöten das Abendlied.

Schüchtern durchstreife dann sein Blick den dunkeln Wald, ruhe auf leichten Stellen, die der Mond durch das dichte Gewölbe zitternder Blätter, hier am mooßigten Stamme, dort auf dem winkenden Grase, oder an zittern-

ternden Aesten ins schwarze Dunkel hinstreut; oft eile er schüchtern zurück, durch triegende Gestalten krummer Stämme, oder im Dunkeln rauschender Aeste, oder schwarzer Schatten erschreckt, oder er fahre auf den Wellen daher, die, wie Lichter auf dem schwarzen Bache hüpfen, der sich neben ihm rauschend stürzt; denn Luna fährt über die glänzenden Gipfel der Bäume hin, von zarten geschlängelten Rehen, oder von Drachen mit rauschenden Flügeln, und schlank zirkelndem Leibe gezogen, u. s. w.

Jede gute Schilderung muß so beschaffen seyn, daß sie sich als eine einzelne Landschaft auf die Leinwand bringen, und zusammen setzen lasse. Dieses ist die gewisseste Regel, den Zusammenhang und die Wahrheit der Ideen zu untersuchen, nämlich sich dieselben als das Werk eines Malers vorzustellen, jeden Ausdruck gemalt, jedes Beywort als eine Farbe zu denken, und so das Ganze zu übersehen. Man stellt sich auf diese Weise die Sache gegenwärtig, lebhaft vor, und setzt sich in Stand, die Unordnung, den Auswuchs der Ideen, das Verhältniß, oder ungeschickte Zusammensetzungen augenblicklich wahrzunehmen.

Die vorige Schilderung war von einer hellen späten Sommernacht entnommen. Jede Jahrszeit hat ihre eignen besondern Bilder, welche in unmerklichen, unendlich mannigfaltigen Schatten abnehmen, sich gleich dem Privat- und allgemeinen Schatten vermischen, und zur neuen Gattung übergehen. Wenn man nun eine Stelle in dem Dichter liest, so vergesse man den Dichter, lege das Buch weg, und sehe hinaus über die Gegend, welche der Dichter hier annimmt, sehe mit seinen Augen den letzten Blick der Sonne, und den Nebel, der wie ein goldner Flor, (man bemerke die Gleichniß, und die Farbe, die man ihm beylegt) die Natur umzieht. So soll der Maler, so soll der Dichter studiren.

Die vorigen Erscheinungen sind alle sehr wahr; aber man müßte sich, wenn man die Ankunft der Nacht selbst malen wollte, nicht an dieses Muster halten. Man kann zur nämlichen Zeit Bilder durch alle Ideen, große, sanfte, melancholische, ja schreckliche Gegenstände heraus heben, und andere Dichter würden sich ganz gewiß an einen ganz andern Ort hingestellt, ganz andere Erscheinungen, die zu gleicher Zeit vorgehen, beobachtet haben, und eben so gut Dichter geworden seyn. Es ist

für

für Anfänger ungemein nützlich, wenigst Vergleichungen dieser Art anzustellen. Ich will als ein Beyspiel die Gemählde einer stürmischen Nacht nehmen, welche zur nämlichen Zeit fünf Barden aufgenommen haben.

I. Die Nacht ist dicht und schwarz. Die Wolken ruhen auf den Hügeln. Kein Stern mit grünem Zitterstrale, kein Mond blickt von der Höhe. Ich höre, den Wirbel im Walde; doch weit entfernet hör ich ihn. Der Strom im Thale murmelt; doch ist sein Murmeln störrisch und betrübt. Vom Baum an einem Grabe tönt der Eule lange Klage. Dort auf der Fläche schwebt ein dämmernd Bild. Es ist ein Geist! Es schwindet, es fleucht! Diesen Weg wird eine Leiche nehmen, Die Erscheinung zeichnet ihr den Pfad.

Von der Hütte fern am Hügel heult die Dogge. Der Hirsch liegt im Moose des Berges, die Gattin zur Seite. Sie höret den Wind in seinem ästigten Geweihe, fährt auf, und streckt sich wieder.

Das Reh in der Felsenkluft, der Kopf des Auerhans unter dem Flügel. Kein Vogel, kein Thier ist umher. Die Eule nur, und der heulende Fuchs; sie auf einem blätterlosen Baume, er im Gewölke des Hügels.

Finster, schnaubend, bebend hat der traurige Wandrer seinen Weg verloren. Durch Stauden und Dörner irrt er am sprudelnden Bach; er fürchtet die Klippe, den Sumpf; er fürchtet die Geister der Nacht. Unter den Stößen des Windes ächzet der alternde Baum, krachen die stürzenden Aeste. Die dürren untereinander verworrenen Kletten spielet der Wirbel im Grase dahin, ꝛc.

II. Der Wind ist auf. Der Regen stürzt. Der Geist des Berges heult. Wälder stürzen von den Höhen, Fenster schmettern. Der wachsende Gießbach erbrüllt. Der Wandrer versuchet die Führte. Höre den Jammer! Er stirbt! der Sturm vertreibt das Roß vom Hügel, die Ziege, die blöckenden Kühe. Der Regen ist hinter den zitternden her neben dem modrigten Damme.

Dem Schlaf entfährt der Jäger in seiner einsamen Hütte; er wecket das sinkende Feuer. Die nassen Hunde düften um ihn; er stopfet die Ritzen mit Heu. Zween Ströme vom Gebirge mengen ihr Brausen unter seinem Nachen. Es sitzet der wandernde Schäfer bestürzt am Hange des Hügels. Ueber ihm sauset der Baum; der Strom brüllet die Klippen hinunter. Dem kommenden Monde seufzt er entgegen, dem Leiter nach Hause. —

III. Noch sauset der Wind zwischen den Hügeln und zischet am Felsen durchs Gras. Die Fichten

ten sind vom Grunde gerissen, die Hütte von Leimen zerstört. Die Wolken wallen getrennet hinweg. Man sieht die Sterne flammen. Das todverkündende Dunstbild durchschimmert das Dunkel. Nun ruht es am Hügel! Ich schaue das dürre Farrenkraut, den finster begipfelten Felsen, den Eichenfall. Wer ist er dort in seinem Sarge, vom Baume beschattet, am Bache?

Die schwarzen Wogen wälzen sich im See, und schlagen die schroffigten Ufer. Der Nachen ist voll Wasser an der Anfuhr. Mit den Rudern spielt die schwanke Flut. Ein Mädchen sitzet traurig an dem Felsen, am rollenden Strome haftet ihr Aug. Ihr Geliebter versprach sich hieher. Seinen Nachen sah sie noch, so lang es Licht war, auf dem See. — Sind dieses die Trümmern des Nachens am Strande? — Ist dieses sein Jammern im Winde? Horch! der Hagel rasselt umher. Schnee sinkt nieder in Flocken. Die Spitzen der Hügel sind weiß. Die stürmischen Winde verbrausen. —

IV. Die Nacht ist ruhig und schön. Heiter, sternigt, friedsam ist die Nacht. Mit den Wolken sind die Winde weg; sie sanken hinter den Hügel. Am Gebirge steht der Mond. Bäume gleißen, Ströme glänzen an dem Felsen. Der gesetzte Teich schwebet hell, hell der Bach des Thales.

Ich sehe gesunkene Bäume; die Garben des Getraides auf der Fläche. Der wache Landmann sammelt sie wieder, und pfeifet im fernen Gefilde.

Die Nacht ist ruhig sanft und schön. Was kömmt dort von den Gräbern her? Jene Bildung mit dem Schneegewande, mit den weissen Armen, mit den dunkelbraunen Locken? Es ist die Tochter des Gebieters! Sie, die jüngst verschied! —

V. Die Nacht ist still; doch fürchterlich. Ein Gewölk hüllt den Mond in Westen. Langsam streichet dort sein blasser Strahl über den beschatteten Hügel. Man hört die ferne Woge. Der Gießbach murmelt an dem Felsen. Von der Hütte kräht der Hahn. Mehr als halb ist die Nacht vorbey. Des Landmanns Weib greift um sich im dunkeln, wecket den erstorbnen Heerd. Der Jäger ahnt das Morgengrau, rufet die springenden Doggen, steiget den Hügel hinan, und verpfeifet den Weg. Ein Windstoß entfernet die Wolken; er schauet in Wolken den sternigten Pflug. Noch ist viel von der Nacht zu erwarten. Neben der moosigten Klippe schüttelt er das Haupt.

Ha! der Wirbelwind ist im Walde, und ein Dumpf Getön in dem Thale. Es ist der Todten mächtig Heer, das aus den Lüften kehrt.

Hin=

Hinter dem Hügel verweilet der Mond. Noch immer trifft sein Stral die lüftige Klippe. Die Bäume werfen lange Schatten. —

In dem Gesange des Gebieters, der sie bewirthet hat, ist diese Stelle sehr schön:

Wo sind die Führer unsrer alten Zeit, die hochgerühmten Könige? Die Felder ihrer Schlachten schweigen. Kaum daß noch ihr bemoostes Grabmal bleibt. Auch unsrer wird man vergessen. Dieß lüftige Gebäu wird fallen. Kaum werden unsre Kinder seinen Schutt im Grase entdecken. Sie werden Greisen fragen: Wo standen unsrer Väter Mauern?

Die Gemählde der Nacht sind beynahe historisch; aber welche Züge für den Maler, den Pantomimisten, welche Ströme des Gefühls zum Hohen für den Dichter! Wenn ich so stehe im Geiste an dem seebespülten Felsen (Wolken ruhen über dem Felsen, und dicke Finsternisse verhüllen meinen Blick in das dunkle Grauen hinaus) stehe über der Klippe im Sturm, und wenn ich dann höre das Wälzen schwarzer Wogen, und das Hinanschlagen unten am schrofichten Ufer, und wie die Wirbel vom fernen Walde herheu-

len, und die stürzenden Ströme vom Gebirge brausen, und Steine und Grund mit sich fortreissen; und wenn ich so hinathme gehoben vom Sturm und vom Schaudern in die schwindelnde Nacht, und ich fasse dann ein einzelnes Bild, das einsame Klagen der Eule, oder das Klappern der dürren Röhre am Grabe des Vergeßnen; oder ich höre herheulen von der fernen Hütte die Dogge; — ächzen den älternden Baum unter den Stössen des Windes am Hügel; — auffahren den Jäger in seiner einsamen Hütte, wie er das sinkende Feuer weckt, und wie die nassen Hunde um ihn duften, und wie er die Ritzen mit Heu stopft; — oder ich sehe den alten Helden mit offnen Armen wanken am Abgrunde; die ganze Nacht steht er am Ufer, sieht seine Tochter im schwachen Strale des Monds, die ganze Nacht hört er ihr Schreyen. Laut ist der Wind, und der Regen schlägt scharf nach der Seite des Bergs; ihre Stimme wird schwach, ehe der Morgen erscheint; sie stirbt weg, wie der Abendluft zwischen dem Grase der Felsen; wenn dieß alles in mich strömt, alles auf mich sich legt, dann finde ich so viel in diesen wenigen Bildern, daß ich glaube, man könne sie dem niemals erklären, dem man sie mit Worten erklären soll.

So

So, däucht mir, sollen Sie anfangen, die Dichtkunst zu studiren, — zu studiren die Natur in Mustern, ohne sich an Muster zu fesseln. So studirte Kleist, der auf seine geliebte Bilderjagd, wie er sie nannte, einsam sich hinbegab, die Natur in ihrer Einfalt, in frohen und melancholischen Gegenden belauschte, und, wenn sein Herz schmolz, malte; so studirten die Künstler alle, die selbst dichteten, und über die Ideen ihrer Muster sich aufhuben. Und wenn Sie das, was der Dichter bemerkt hat, so studiren: so werden Sie bald Aussichten entdecken, die nur der seltne Kenner bemerkt hat, und die Kunst lernen, in die Tiefen der Natur Ihren eignen Weg zu gehen. Da die meisten Schilderungen, wenn man selbe aus verschiednen Dichtern zusammhält, fast überall gleich sind, und bey nahe eben dieselben Dinge uns vorstellen: so ist es ganz gewiß, daß man ausser dem gewöhnlichen noch sehr wenig gesagt, und nur noch die allgemeinsten Gegenstände entdeckt und ausgedrückt habe. Die Haußhaltung der Natur ist unendlich mannichfaltig. Die meisten hatten keine Augen, denjenigen, welche untertauchten, nachzufolgen, und schlüpften über die Oberfläche

weg. Sie nährten Sich vom Thau, der aufstieg. Noch hat man weder die Harmonie der Sphären, noch den Gesang des Schmetterlings gehört.

Ihre ersten Uebungen sollen indeß, bis wir uns mit den allgemeinen Begriffen der Poesie bekannt, und fähig gemacht haben, gewisse Arten vorzunehmen, darinn bestehen, daß Sie sich gute Muster der physischen Naturgemählde erklären, selbe prosaisch oder auch gebunden übersetzen, oder wohl selbst kleine Versuche niederschreiben. Wie schön ist die Beschreibung des Morgens im L. Ann. Seneca: Jam rara micant sidera prono languida Mundo &c. Und wie schön hat Kleist vorzüglich in seinem Frühlinge gemalt! Einige horazische Oden, z. B. Beatus ille, qui procul Negotiis &c. Thomsons Jahrs- und Zachariä Tagszeiten, und andere mehr werden Ihnen die schönsten Gemählde darbieten. Ueberhaupt müssen Sie erst empfinden lernen, wenn Sie meine Worte, meinen Endzweck verstehen wollen. Ich werde Ihnen alle Tage zu meinen und Ihrer Belohnung eine schöne treffende Stelle aus irgend einem guten Buche lesen; und wenn

Sie

Sie sich darauf freuen, wenn Sie mich gerne hören: so sind Sie gewonnen. Ich werde mit meinem Herzen lesen, und Sie nie rühren wollen, ohne selbst mitgerührt zu seyn. Wenn man so liest, (sagt ein Mann der Empfindung hat,) so muß sich in jungen Seelen unendlich viel herausbilden. Junge Herzen (fährt er fort, und ich setze die Stelle her, denn sie ist schön) schmelzen bald, und ich erinnere mich eines der rührendsten Auftritte in meinem Leben. Die Schüler weinten sanft, und der Lehrer hielt inne, denn er empfand das, was er las, und schwieg. Eine Pause wars mit so etwas, das sich nicht malen läßt; ich habe nie besser empfunden, was man feyerlich nennt; es goß sich wie ein electrisch Feuer durch meine Nerven.

Ueberhaupt wird meine Methode, wie ich mit Ihnen die Dichtkunst studiren will, diese seyn. Erst werde ich Ihnen von allen Gegenständen, von denen ich glaube, daß ich sie Ihnen erklären soll, ein Beyspiel voraussetzen, es mit Ihnen lesen, zergliedern, und so einen allgemeinen Grundsatz, auf dem es beruhet, hervorsuchen; — dann werde ich Ihnen den Antheil und den Ausdruck, dessen

sich in dieser Gattung die Maler, Tonkünstler ꝛc. bedienen, nachsetzen. Ist dieses festgesetzt, so werde ich Sie mit den besten Werken, welche in dieser Art sich heraus heben, und mit den Verfassern derselben bekannt machen; und endlich werde ich Ihnen allemal sagen, was diese Art der Dichtkunst besonders nütze, und was man dabey vermeiden, und wie man sie gründlich erlernen soll.

Noch muß ich Sie für einige Fehler warnen, welche ich bey manchem guten Kopfe zu beobachten Gelegenheit hatte, und welche einen zu großen Einfluß in unsere Wißbegierde, in unsere Art zu studiren, zu viel Entscheidung für das künftige Leben haben, als daß ich sie gänzlich vorüber gehen sollte.

Manche lassen sich von dem angenehmen Eindrucke der Poesie auf ihr Herz dahin verleiten, dasselbe jedem andern Geschäfte zu schließen, und das, was ihre Berufungsarbeit bloß beleben, belohnen soll, selbst für ihre Arbeit zu halten. Sie verachten einen jeden, der nicht das liest, das anrühmt, was Ihnen gefällt, verhönen alles, was nicht Dichter ist, verlieren die Zeit, die sie auf nützlichere,

dem Staate unmittelbar nützlichere Dinge verwenden sollen, in einem unedeln poetischen Müßiggange, und mißhandeln die Ehre, die Absicht der Dichtkunst. Kommen solche Unglückliche einst in die Welt, und finden sie selbe nicht so, wie hier diese Schule; und hören sie die Sprache nicht, die wir hier nun sprechen: so ist ihnen die Welt eine weite Wüste, und ihr Beruf eine Marter. Und sind wir einmal mißvergnügt: Ach, was macht dann der Umgang mit Menschen, die für uns keinen Zug unsers Herzens gemein haben, aus uns! Wie mißtrauisch auf uns selbst, wie furchtsam, verdrossen und klein macht er uns! Der gute Kopf trocknet weg, das Herz wird filzern, trüb, der ganze Mensch steht ab, wie ein Fisch in einer Pfütze.

Die schönen Wissenschaften, meine lieben Freunde, sind nur die Mittel, womit sie Ihre andern Geschäfte erleichtern, beleben sollen. Wie der beste, der fruchtfähigste Boden, wenn er mit keiner Pflanze versehen ist, unnütz und schädlich wird: so sind die tiefsten Känntnisse, das feinste Gefühl leere Namen, oft höchst schädliche Quellen, wenn sie auf keine Geschäfte angewandt zwecklos in sich selbst sich verschließen. Nein, wie man die Tanzschu-

le,

le betrit, um den Körper in seine Gewalt zu bekommen und mit Leichtigkeit und Anstand zu tragen, aber nicht tanzt, wenn man in eine Gesellschaft tritt, sondern derselben sich mit den Vortheilen empfiehlt, die man sich durchs Tanzen erworben hat; so soll die Poesie Sie zu den Geschäften begleiten, ohne selbst Ihr Geschäft zu seyn. Sie werden oft mit Menschen von eisernen Herzen zu thun haben, (denn wie ist noch Ihr Leben so selig!) dann wird Sie das Gefühl der Poesie mit Gelassenheit, und, wenn es nöthig ist, mit Schrecken bewaffnen; Sie werden oft mit schweren Pflichten zu kämpfen haben, dann wird Sie die Poesie mit Muth und frohem Eifer beseelen. Und wenn einst in manchen trüben Tägen Ihr Herz öde und abgelitten, wenn alles um Sie her finster und verlassen, und Ihren trüben Augen die Welt eine Wüste ist, wo stille und laute Ungeheuer den Spuren eines guten Herzens nachlauern, um es zu mißbrauchen; in diesen Tägen, wann Ihnen die Langweil dieses Lebens aufs Herz fällt, und zusammpreßt jede Quelle der Fröhlichkeit, wird die sanfte mitklagende Muse Ihr Trost, Ihre Stütze und Belohnung seyn! sie wird sie aufrichten, unterstüzen an-

spornen wird Ihren Mienen bey Geschäften den beredten Ausdruck der Redlichkeit, Ihrem Betragen Würde, Ihren Worten Uberzeugung, und allen Ihren Handlungen Leben, Kraft und Ausfüllung geben.

Für die Männer, welche die Dichtkunst lästern: (leider! muß ich diese Anmerkung machen) darf ich Sie wohl eben so wenig warnen, als ich Sie bitten darf, daß Sie sich dahin gewöhnen möchten, gegen selbe sich mehr mit Stolz und Mitleiden als mit Unmuth zu waffnen. Dieses letztere wäre Triumph für selbe, und Schande für uns, die man uns aus unserm Betragen richten soll. Sind sie unwissend, abgestimmt und verhärtet: so sind sie verloren für uns, wie Pflanzen, die man auf Felsen baute. Diese können uns nicht verstehen, was wir wollen, und man muß gar nicht reden, wenn man nicht verstanden wird. Auch wissen wir ja, daß es kranke Augen schmerzt, wenn man sie ans Licht bringt. Sind sie niederträchtig und boshaft: so laß die Raben schreyen;

Sieh, wies der Adler macht, den plötzlich eine Natter,
Die aus dem Strauche fährt, umschlingt;
Er kämpft mit Macht, und bringt

Mit

Mit ihr hoch in die Luft, zerreißt sie mit den Klauen,
Und schleudert sie herab, und fliegt in stolzer Ruh,
Wie sonst der Sonne zu.

Aber die schönen Künste sind zu reizend, für ihre Besitzer zu empfehlend, als daß sie nicht die Aufmerksamkeit des größten Theils auf sich ziehen, und auf den Anspruch ihres Besitzes stolz machen sollten. Ein weit grösserer, und einst der gemeinste Fehler, und das größte Hinderniß in dem Fortgange der Künste. Darein fallen gemeiniglich diejenigen, welche ohne alle Hilfe, ohne alle Gesellschaft zu lesen anfangen. Sie klettern oft auf kleine Hügel, schauen herum, und werden schwindlicht, weil sie niemals Gelegenheit hatten, ihre Augen auf Gebirge zu heften. Wenn man gleich aufwacht und liest: so bleibt man doch todt, wenn man niemand um sich sieht, dem man sagen kann, was man beym lesen gefühlt hat. Ein Herz, das sich nicht öffnen, das seine Freude, sein Urtheil niemand mittheilen, sich nicht ausgießen kann, verenget sich, giebt den schönsten Stellen eine leere oft ärgerliche Mißdeutung, glaubt immer das zu fühlen, was es, um sich in seiner Beklemmung zu trösten,

gern fühlen möchte, mißt die Aussichten des Dichters nach seiner Weite, und sieht am Ende oft die Arbeiten des Dichters für lustige Märchen an. Andere, da sie die Gesellschaft ihres Orts in der dümmsten Sorglosigkeit über alles, was in der feinern Welt vorgeht, und in der gröbsten Genügsamkeit begraben sehen, werden stolz, schellen mit ihrem Kopfe, wenn sie was lesen, das andere aus ihrem Bezirke noch nicht gelesen haben; oder glauben, oft deßwegen Einsichten zu besitzen, weil sie von giftigen Dümmlingen, die sie umsumsen, verfolgt sind, und überall wichtig zu seyn, weil sie in ihrem Orden sind; und endlich werden noch andere, wenn sie irgend einen gebildeten Kopf, der sich in ihr Eisland verirrt hat, sprechen hören, unruhig und wißbegierig; sie wollen alles wissen, worinn sie andere unterrichtet sehen; sie erkundigen sich sorgfältig nach dem Namen, dem Geburtsorte, dem Aufenthalte und Amte jedes Dichters, merken sich von jedem einige Lebensanekdoten, lernen häufige Stellen und Urtheile der Journale auswendig, setzen die Gesellschaft in Erstaunen, und verdrängen oft den bescheidnen, den stillen und glühenden Mann

Dieses sind bey uns sehr gemeine Fehler, die Ihnen in Ihrem Leben oft entgegen kommen, und Sie betrüben werden. Aber man darf nur wissen, was darzu gehöre, ein Dichter zu seyn, um sich für die Krankheit, in der man sich einbildet, daß es leicht sey, ein Dichter zu werden, glücklich zu warnen. Ich weis keine Wissenschaft auf Erden, sagt ein großer Mann, worinn ich nicht Muth hätte, vortreflich zu werden, nur nicht in den schönen Künsten, so bald mir das Genie fehlt. Und doch sind jene mit Tiefsinn erfunden, mit Mühe ausgedacht worden, da entgegen diese in der Natur, in dem Wesen aller Menschen gegründet sind. Die Kraft etwas nach zu machen, worüber andere empfinden müssen, wie wir wollen, steht so wenig bey uns, so wenig es auf uns ankommt, unsern Leib, wenn er zu klein ist, größer zu machen. Kein Monarch kann seinen Ländern, befehlen ein Genie, wie Virgil, und Klopstock sind, herzustellen. Man muß den nicht unter die grossen Köpfe zählen, der in seinem Lande niemand an der Seite hat, der grösser ist, als er. Der Maaßstaab, wornach man ihn messen muß, ist ein Ideal. Ganze Länder haben ganze Generationen durch keinen großen Geist

ge-

gehabt. Die Natur beobachtet gleichsam andere Gesätze, wenn sie ihn hervorbringt, und sie bringt ihn oft hervor, wann sie einem Erdstriche eine andere Gestalt geben will, manchmal in Zeiten der Revolutionen, in den Tagen großer Erschütterungen und Drangsalen. Auch macht das Ungemeine, womit sie handeln, reden, daß man sie eben so selten duldet, so selten sie hervorkommen. Er hat das Geheimniß, wenn er erscheint, ein ganzes Land in Gährung zu setzen, die Empfindung aufzuziehen, Neigungen zu erhöhen, und ihnen Dinge abzugewinnen, deren Ausführung keine Gewalt, keine Vorstellung der Gesätze bewirken kann.

Gleichwohl muß jeder mit dem Eifer, mit dem Ernst anfangen, als wenn er berufen wäre, der Dichter für seine Landsleute zu werden. Wir wollen die Wege nachgehen, welche große Männer betreten haben, es koste uns auch, was es wolle. Sind wir gleich keine Homere: so wollen wir uns doch bemühen, es dem Geiste nach zu werden, ich meyne, uns bis zur Feinheit, zur Stärke der Empfindung, zur Größe der Denkungsart, die den Homer beseelte, zu schwingen. Wir

wollen die Känntniß der schönen Künste eben so wenig für einen bloßen Zeitvertreib, oder bloßes Vergnügen, dessen wir leicht entbehren könnten; eben so wenig für eine bloße Lust, als für eine Hauptbeschäftigung, sondern für gute Freunde ansehen, an die wir uns in harten Schicksalen halten, die wir in guten zur Unterstützung uns zulegen, und in allen Lebensvorfällen nützen können. Die Poesie gewinnt jedermann lieb, wer sie kennt, und der beste Beweis, ob wir sie kennen, schätzen gelernet haben, wird unfehlbar dieser seyn, wenn wir dieß Jahr dürstender nach Weisheit, begieriger nach nützlichen Känntnissen, eifriger nach thätigen Arbeiten, wenn wir im guten Sinn unbiegsamer, in harten Arbeiten unerschrockner, im Umgange geselliger, mittheilender, kurz, wenn wir weit besser, menschlicher, als wir heute sind, seyn werden. Wenn Sie alle Dichter gelesen, alle Denkmäler ewiger Kunststücke gesehen, studirt, gesammelt hätten, und Sie bleiben hart gegen Menschen im Elende, geistlos in Ihren Handlungen, und Sie zittern in Gefahren, können niedergebeugt, entwaffnet werden: wie kann ich bezeugen, daß Sie die besten Dichter gelesen, verstanden, fürs Herz gelesen, Sich

selbe,

selbe zur Natur gelesen haben? O meine Freunde, wie voll bin ich wenigst von einer Ahndung! Wer weis (Niederträchtigkeit wärs, zu verzweifeln) ob nicht ein Heldengeist unter uns hier zugegen glüht, der bestimmt ist, ganze Regionen licht zu machen, und Jahrhunderte zu lehren. Und dieser Geist ein Deutscher, dieser Geist ein Bayer! Mir will die Seele entfliehen.

Aber ohne eine zehrende Hitze für den Gegenstand, dem man nacheifert, ohne jene Unruhe, welche dem Themistokles den Schlaf benahm, wird man sich niemals über die gemeine Idee erheben, niemals was Großes ungemeines hervorbringen. Wie ein Mensch ohne alle Leidenschaft überhaupt zu nichts taugt: so muß die Känntniß der schönen Künste, wenn wir uns mit selben vertraut, sie uns eigen machen wollen, zur einzigen Leidenschaft werden. Wir müssen die Sache immerzu vor Angen haben, von derselben immerzu denken, reden bon derselben, mit uns allein und in Gesellschaften und im Traume reden, und für jeden andern Gedanken, der zu unserm Ziele gar nichts beyträgt, verschlossen seyn. „Ich habe (so bezeugt von sich eine

große Seele in dem Aufsatze der eignen Lebensgeschichte) wenn ich meinem Vater die Zeitung vorlas, oft mitten im Lesen innhalten müssen; denn, wenn ich las, daß sich dieser oder jener große Mann in etwas hervor gethan habe, so strömte mir eine Hitze durchs Herz, und alle meine Glieder fiengen zu zittern an. Ich eilte oft weg, und weinte, wo mich niemand sehen konnte, aus gepreßtem Herzen, ohne zu wissen, warum. Wo ich hingieng, und was ich that, fiel mir der Mann ein, und daß er so was Schönes gethan hatte. Ich suchte daher bey allen Gelegenheiten etwas Großes zu sagen, und zu zeigen, daß ich seyn konnte, was andere gemeiniglich nicht sind. Meine jungen Freunde verachtete ich, wenn sie mir ein leeres Spiel oder einen Spaziergang vorschlugen, und ich gieng so mit hin, wenn ich mitgehen mußte, so mit gesenktem Haupte und sprach von großen Dingen, und vom Fall und Aufstehn ganzer Länder, und von Männern, die ganzen Nationen Licht aufsteckten, und ich beneidete sie, wenn sie was sagten, das mir besonders auffiel. So trieb mich meine Begierde, groß zu seyn, herum, und mischte sich in alles, was ich that.„

Ist einmal diese Unruhe in Ihrem Herzen, ist sie mit der edlen Absicht, die uns beseelen soll, verbunden: so weis ich, mit wem ich zu reden habe.

Lernen Sie die Kunst, sich zu betrüben, und Melancholie in Ihre Seele zu bringen. Zwar muß der wahre Dichter die Wirbel der Welt, Menschen, Charakter und Sitten kennen; aber die Zeichnung, den wahren Ausdruck derselben muß sein Herz ihm verschaffen. Nicht in brausenden Aufwallungen, nicht im Aufruhr stürmender Herzen, sondern in einer süßen halbwehmüthigen Stille und in einer gewissen Einsiedeley öffnet sich, schmilzt unser Herz zu jenen unnennbaren Wendungen, die jede schöne Seele entgegen fühlt, zu jener Laune, die den Dichter unsterblich, und gefühlvolle Herzen in Thränen zerfließen macht. Wenn ich wache am Fenster, und so hinsehe über die Gegend beym Mondschein, hin in die bleiche Stille; oder wenn ich sitze unter der einsamen Cypreße am Hügel, und sich nichts um mich her bewegt, als ein einzeler Vogel, oder der melancholische Schall einer schwertönenden Glocke von einem entfernten Dorfe; oder wenn ich stehe

am Grabe des Freundes, und Blumen pflücke, und zurück denke in die Täge unsrer Jugend, in diese und jene Täge, wo unser Herz besonders sich aufschloß, und dann die Blume zerknicke, daß sie verwelke, abdorre zum Staube: wie sich dann in dieser Schwermuth mein Herz hebt, und jede Stelle guter Dichter sich eingießt! Die Schriften eines Zachariä, der sich gern bey einsamen Stellen verweilet, eines Kronegks, der auch gemeinen Dingen eine gewisse klagende Laune, und mit dieser die Reize der Neuheit gab, des Ossians, den man aber nicht verschlingen, sondern sorgfältig und stellenweis lesen soll, werden Ihnen oft erklären, was ich jetzt nicht erklären kann.

Endlich muß ich Sie bitten, Ihre Arbeiten durch eine gute Absicht adeln, und durch einen uneigennützigen Endzweck beseelen zu lassen. Es ist das nicht bloß ein ascetischer Rath; er gehört zu Ihrer Ruhe, zur Vollkommenheit Ihrer Bemühungen. Manche Anstrengung kostet eine Ueberwindung, und Sie werden Sich oft eine eigne Welt bilden sollen. Es erfordert eine Geistesstärke, die nur großen Seelen gemein ist, sich in harten

Ar=

Arbeiten selbst ermuntern zu müssen. Und das wird noch oft Ihr Loos seyn, bey großer Mühe, ungesehen, unbelohnt zu bleiben. Gemeine Arbeiten fallen eher in die Augen, werden eher hervorgezogen, indeß die schwersten Bemühungen des Geists gleichgültig angesehen, mißkannt und verfolgt werden. Aber es ist leicht, und darum eine gemeine Ehre, am hellen Mittag unter dem allgemeinen Zurufe zu arbeiten, und für jeden Schritt sich belohnen zu lassen. Die größten Köpfe, deren Schriften wir lesen werden, haben oft beym Gefühl der drückenden Armuth, oft in den Tägen der Unwissenheit, der Intoleranz und des Fanatismus gearbeitet, und auf dem dürresten Boden unter Sturm und Ungewitter Denkmäler der menschlichen Güte, der menschlichen Größe errichtet. Ich lache allemal, sagt Plinius, wenn man mich fleißig nennt, indem er die Schriften seines Onkels, der die uns unbekannte Kunst verstand, ein thätiger Staatsmann, und ein thätiger Gelehrter zu seyn, erzählet; ich bin der faulste Mensch, so bald man mich mit dem, was er that, vergleichen will. So denken Sie auch, denken Sie stets, daß sie wenig thun, wenn Sie

vielleicht auch mehr, vielleicht unendlich mehr als die Leute, die Sie um Sich her, in Ihren Häusern, in Gesellschaften faul und unbekümmert erblicken, thun sehen, und setzen Sie sich niemals ein Ziel Ihres Fleißes. Und wenn Sie manchmal in Ihrem Zimmer öde, sich selbst überlassen und schwermüthig sitzen, und dann oft aufsehen, oft aufseufzen und denken: Ich arbeite und man sieht mich nicht; wenn Sie dann ein gewisser Kleinmuth, und die Versuchung der Trägheit, drückt: O so denken Sie auch, daß zur nämlichen Zeit tausend große Köpfe beym Pulte sitzen, und Sie lieben, und Ihnen entgegen fühlen.

So wollen wir dann anfangen, anfangen mit Ernst, mit Geist und Muthe. Der erste Schritt kostet Mühe, aber sie belohnt sich von selbst, und es wird immer leichter fleißig zu seyn, je mehr mans gewesen ist. Heldenmäßige Seelen werden selbst durch die Beschwernissen einer Sache angefeurt, dieselbe desto eifriger zu verfolgen. Und wer hat den Muth, hier öffentlich zu gestehen, daß er zu muthlos zu geistlos sey, den Vorsatz zu fassen, ein Held zu werden?

§. 4.

§. 4.

Von dem Sylbenmaaße.

Es ist uns, wenn wir auch selbst nicht dichten wollen, höchst nothwendig, eine Känntniß des Sylbenmaaßes zu besitzen, um Dichter, die darinn schrieben, zu verstehen.

Alles, was wir schreiben, hat eine gewisse Melodie, die auf gewisse Takte der Sylben und Worte sich gründet, und von geübten Ohren sehr deutlich vernommen wird. Die Musik in den Perioden der alten und neuen classischen Schriftsteller muß (wie der Lehrer in Beyspielen zeigen soll) jedem auffallen, der Wohlklang gestimmt ist. Wie der Mensch, wenn er mit Tiefsinn auf eine ernsthafte Sache denkt, andere Schritte macht als der, welcher traurig dahin schleicht, und der Gang des Frohen, weit anders bestellt ist, als der Gang des Entzückten: so erhält jeder Ton von dem Herzen, das ihn hervorbringt, seinen besondern Abschnitt, sein besonders Maaß. Je nachdem ein gutes Wort eine Idee ausdrückt, nachdem wird es eilen, oder fließen, oder ernsthaft und erhaben dahingehen. Werden solche Worte

zusam-

zusammen gesetzt: so hört man das Säuseln sanfter Winde, das Murmeln schlängelnder Quellen, oder das Rauschen eines losgerißnen Stromes, und den Donner des Ungewitters. Es ist nicht Erfindung, es ist ursprünglich Natur, es ist allgemeine Empfindung der Ordnung und der Gleichförmigkeit in allen Bewegungen, worauf eine gewisse Abmessung aller, auch sogar mechanischer Dinge sich gründet. Die Dichter, welche prosaisch geschrieben, haben ihren merklichen Numerus, ja, wie das Beyspiel von Geßner zeigt, ohne daß sie es wollten, oft ihr förmliches Sylbenmaaß. Die Melodie in den Gesängen der wildesten Völker, ihre Tänze, ja alle unsere Bewegungen im Gehen, in Handarbeiten, beobachten gewisse Takte und Abmessungen. Was die schönen Künste betrifft: so hatten die Griechen ihren Rhythmus, eine gewisse Abmessung der Dinge, die aufeinander folgen, und der sie eine unwiderstehliche Kraft zuschrieben, die Lateiner ihren Numerus, dessen Cicero so oft erwähnet; wir haben, wie sie, unser Sylbenmaaß in Worten, unsern Takt in der Musik, und im Tanzen unsere Pas oder Schritte. Es muß einem Schüler äusserst angenehm seyn,

sich

sich die allgemeine Einrichtung der Natur in diesem Stücke erklären, und aus der Anwendung derselben die einfachsten Grundsätze der Musik herausleiten zu lassen.

Der Rhytmus in Tönen (Sylbenmaaß in der Poesie, Takt in der Musik) besteht eigentlich darinn, daß man eine Reihe Töne in gleich lange Glieder nach einer gewissen Zahl von Schlägen eintheilt. Mitten in diesen Gliedern verlangt die Empfindung oft eieinen Ruhpunkt, wodurch dieselben in gewisse Gelenke getheilt werden, die man Einschnitte oder halbe Cadenzen nennt.

Da Sie bereits wissen, daß ein Fuß aus einem Gliede, welches zwey und höchstens vier Sylben, überhaupt aber nur einen Accent hat, bestehe; daß die Abmessung der Sylben entweder von der Länge und Kürze der Zeit, wie bey den Griechen und Römern, oder von der Höhe und Tiefe des Tons, wie bey den Neuern hergeleitet werde; da Sie ferners wissen, daß ein

Spondäus aus — —
ein Trochäus aus — ◡
— Jambus aus ◡ —

— Pyr-

ein Pyrrichius aus ◡ ◡
Daktylus aus ◡ ◡ —
Anapästus aus ◡ ◡ —
Tribrachys aus ◡ ◡ ◡
ein Molossus aus — — —

bestehe: so können wir sogleich zu den wesentlichen Eigenschaften des Verses und den verschiednen Arten desselben fortschreiten.

Wenn man eine gewisse Anzahl Füße zusammsetzt, so daß sie einen Satz ausmachen, der dem Ohre durch einen Schlußfall merklich wird, so entsteht daraus ein Vers; seine äussere und mechanische Vollkommenheit besteht darinn, daß er aus gleichlangen und gleichartigen Füßen, das ist, aus solchen, welche gleich lange Zeilen und gleiche Accente haben, wie z. B. der Spondäus und Daktylus, zusammgesetzt sey, und hernach, daß er einen guten Schlußfall habe. Man bediente sich ehemals des Reims, (welcher männlich genannt wurde, wenn der Reim nur auf der letzten, weiblich wenn er auf zwoen Sylben lag) diesen Schlußfall merklich zu machen; allein seitman in die feinere Empfindung der Griechen und Römer zurück getreten, und die Kunst ihnen abgelernet hat, den lezten Füßen

einen

einen Ton zu geben, daß sie, ohne die Rede zu stören, unmöglich mit den ersten zusammkommen können: hat man häufig angefangen, den Reim hiezu unnöthig zu finden. Die innere Vollkommenheit des Verses besteht darinn, daß man ihm denjenigen Gang gebe, welchen die Sache und Empfindung, die er ausdrückt, erfordert. Wenn er gleich allemal deutlich, und der Natur der Sprache gemäß, und überhaupt auch wohl klingen soll: so ist doch nicht allzeit nöthig, daß er sanft und den Ohren angenehm fließe. Wie ein Fluß über Wiesen still hinschleicht, und über Steine vorüber rauscht: so richtet er sich nach dem Gegenstande, den er malen soll, eilet, wann das Herz hitzig, und fließet, wenn es gelassen ist. Wie verschieden sind die Verse Virgils, und doch ist jeder mit dem, was er ausdrückt verbunden.

Indem aber die Vollkommenheit des metrischen Ausdrucks darinn besteht, daß man gute Wortfüße wähle, und ihre Stellung treffe: so kömmt sehr viel auf die Sprache an, in der man dichtet. Jede Sprache hat Worte, welche die andere vermißt, und folglich den Vollton, der von einer andern erreicht wird, nicht geben kann; so fehlt uns

Deut-

Deutschen die Wahl der Pyrrichien, Molossen; entgegegen hat auch die griechische Sprache Mängel, welche die deutsche glücklich ersetzen kann.

Die Abmessung der Takte fließt aus der Empfindung. Ist diese sich gleichförmig: so folgt daraus, daß auch gleiche Takte, gleiche Rhytmi zusammkommen. Aus diesem Grunde kommt die Verschiedenheit der Sylbenmaaße, welche, wie die Empfindungen, ins Unendliche abwechseln können. Indem das Sylbenmaaß die Uebersetzung des innern Gefühls, die Sprache der Leidenschaft ist, so muß es, wie die Miene, die vom Herzen gemacht ist, ein vernehmliches Gemählde von der innern Bewegung der Seele seyn. Der Hexameter für den Großton erfunden, ist demselben vollkommen angemessen, und wer merket in dem Gange: aequam memento, und quo me Bache rapis, den Abstand der Fassung nicht? Uns fehlt noch in so manchem Stücke z. B. für das Theater, das gehörige Sylbenmaaß, und vielleicht sind noch überall wenige erfunden, wo die Leidenschaft, wenn sie gleich vernehmlich ist, auch in allem gehörig sich ausdrückt! Die bekannten Syl-

ben-

benmaaße, welche ich hie und da mit Beyspielen erklären will sind:

1) Das sapphische, von der Dichterinn Sappho erfunden; es besteht aus drey eilfsylbigen sapphischen, und einem adonischen Verse; das ist, aus fünf Füßen, nämlich aus einem Trochäus, Spondäus, aus einem Daktylus und zweenen Trochäen; der adonische Vers besteht aus den zweenen Füßen, einem Daktylus und einem Trochäus. Auream quisquis Mediocritatem u. s. w. Dich treibt dein Eifer, wie dein Roß die Sporen ꝛc. Horaz hat in diesem Sylbenmaaße sechs und zwanzig Oden geschrieben und ihn zu allen Gattungen derselben genommen; er hat sich aber nach der fünften Sylbe eines männlichen Abschnitts bedient, um seinem Verse mehr Gewicht zu geben. Die Deutschen aber ahmen aus Mangel reiner Pyrrhichien die Art der Sappho nach.

2) Das asklepiadeische Sylbenmaaß, vom Asklepiades, besteht aus zwölfsylbigen asklepiadeischen Versen, nämlich aus vier Füßen, einem Spondäus, Daktylus, worauf eine lange Cäsur folgt, und aus zweenen Daktylen. Darinn hat Horaz die Oden

geschrieben: Maecenas atavis &c. und Exegi monumentum, wie auch Donarem pateras u. s. w.

3) Das glykonische vom Glykon, besteht aus drey Füßen, einem Spondäus oder auch Trochäus, und zweenen Daktylen z. B. Maecenas Equitum decus &c. Crescunt vellera pascuis.

4) Das pherekratische, vom Pherekrates besteht aus drey Füßen, einem Spondäus, Daktylus, Spondäus, z. B. Verno splendita cultu &c. Hortos Flora revisit.

Diese Verse werden oft zum asklepiadeischen gesezt, so daß von diesem noch drey andere Gattungen entstehen, nämlich

a) wann glykonische und asklepiadeische Verse abwechseln, z. B.

Virtutem incolumem odimus, *glyc.*
Sublatam ex oculis quaerimus invidi. *Asclp.*

Wenn des Genies Blick, als er gebohren ward, askl.
Mit einweihenden Lächeln sah, u. s. w. glyk.

b) Wann nach drey asklepiadeischen ein glykonischer Vers folgt. z. B.

Quan-

Quanto plura sibi quisque negaverit, u. s. w.

Welchen König der Gott über die Könige u. s. w.

c) Wann nach zween asklepiadeischen ein pherekratischer und ein glykonischer Vers folgt, z. B.

O fons Blandusiae splendidior vitro, u. s. w.

Schön ist Mutter Natur deiner Empfindung Pracht askl.

Auf die Fluren verstreut, schöner ein froh Gesicht, askl.

Das den großen Gedanken, pher.

Deiner Schöpfung noch einmal denkt, u. s. w. glyk.

Vom größern asklepiadeischem Sylbenmaße, welches aus sechzehnsylbigen asklepiadeischen Versen besteht; z. B.

Nullam Vare sacra vite prius severis arborem,

wie auch vom größern sapphischen Sylbenmaaße, welches aus abwechselnden aristophanischen und fünfzehnsylbigen sapphischen Versen besteht, kommen selten Beyspiele vor.

5) Das alcäische Sylbenmaaß, vom Alcäus, welches die größte Majestät hat, und vom Horaz am öftesten gebraucht worden, besteht aus zweenen vierfüßigen Versen, nämlich einem Spondäus (auch zuweilen Jambus) aus einem Jambus mit einer Cäsur und zweenen Daktylen; hernach aus einem vierfüßigen Verse, nämlich aus einem Spondäus (auch Jambus) Jambus mit einer Cäsur und zweenen Trochäen, oder auch überhaupt aus einem neunsylbigen jambischen; und endlich aus einem zehnsylbigen umgekehrten alcäischen Verse:

Damnosa quid non imminuit dies u. s. w.

Wie Gea im Fluge, jugendlich ungestümm,
Und stolz, als reichten mir aus Idunens Gold
Die Götter, sing ich meine Freunde
Feyrend im kühnerem Bardenliede. u. s. w.

6) Das trochäische Sylbenmaaß besteht aus abwechselnden siebensylbigen trochäischen und eilfsylbigen jambischen Versen.

7) Das jonische Sylbenmaaß besteht aus steigenden jonischen Sylbenfüßen, die im Latein aus einem Pyrrhichius, und Spondäus, (Trochäus im Deutschen) zusammen gesetzt sind.

Wenn

Wenn der Schimmer von dem Monde nun herab, u. s. w.

Das archilochische Sylbenmaaß, vom Archilochus, besteht

a) aus abwechselnden Hexametern und archilochischen Versen.

Ebert, mich scheucht ein trüber Gedanke vom blinkendem Weine

Tief in die Melancholey, u. s. w.

b) aus einem Hexameter, einem achtsylbigen jambischen und einem archilochischen Verse.

Horrida tempestas coelum contraxit & imbres.

c) aus einem zwölfsylbigen jambischen, einem archilochischen und einem achtsylbigen jambischen Verse.

Wenn gleich das Buch der Epoden des Horaz nach dem Muster der archilochischen Jamben geschrieben ist, so hat er sich doch der hier erwähnten archilochischen Sylbenmaaße nur einmal bedient; ja im großen archilochischen Sylbenmaaße, welches aus abwechselnden größern archilochischen Versen (die im Latein nach der siebenten und eilften, im Deutschen nach der siebenten und zwölften Sylbe Abschnitte leiden, und aus eilfsylbigen

jambischen Versen besteht) ändert er die drey ersten Füße eben so oft ab, als es im heroischen Hexameter geschehen kann, und den vierten Fuß macht er allzeit daktylisch. Auch hat er die ersten zehn Epoden in abwechselnden zwölfsylbigen und achtsylbigen jambischen Versen geschrieben, z. B. Beatus ille u. s. w. so wie er sich noch dreyer andrer Sylbenmaaße bedient hat, nämlich eines gleichzeiligen zwölfsylbigen iambischen mit einem Abschnitte nach der fünften Sylbe; eines aus Hexametern und achtsylbigen jambischen Versen, und endlich aus Hexametern und zwölfsylbigen Jamben, wie: Altera jam teritur u. s. w.

Die übrigen Sylbenmaaße, z. B. das anakreontische, welches aus drey Füßen, nämlich aus einem Spondäus (oder Anapästus oder Jambus) und aus zween Jamben besteht, der Hendekasyllabus des Katulls, u. d. gl. können von jedem Lehrer und Lernenden nachgeholt, und mit Beyspielen belegt werden.

Binden Sie sich, wenn Sie selbst was verfertigen, an keines, und lassen Sie dem Drang Ihrer Empfindung freyen Lauf. Diese bleibt zurück, so bald man sie fesseln will,

und so bald an ihre Stelle die Sorge der Kunst tritt. Wie jeder Mensch seine eigene Miene hat: so hat jeder etwas, daß, wenn es gleich ebendasselbe zum Zweck hat, doch in kleinen Zügen sich ausnimmt. Das Lesen guter Dichter mit dem Tone der Empfindung nach dem Takt des Sylbenmaaßes sollen Sie izt, da Sie Ihren Stil noch bilden, täglich beobachten; sie werden dadurch Ihrer Schreibart, Biegsamkeit, Harmonie und einen gewissen Numerus geben, den man ausser dem durch keine Regeln erlernen kann.

Wenn man bey den Gemälden einzeler Worte oft aufmerksam stehen bleibt, und besonders die Wirkungen des Sylbenmaaßes betrachtet, den Abstand betrachtet, welchen die Aenderung oder Versetzung einer einzigen Sylbe hervorbringen kann: so erlernt man die Kunst, auch in der prosaischen Sprache die Bewegung seines Herzens in seine Worte zu bringen.

Einzele Gemälde werden entweder durch die Zusammensetzung der Sylben, oder schon selbst durch den Ton der Worte hervorgebracht. Daß etwas tief im Herzen liege, wird durch:

premit altum corde Dolorem,
manet alta mente repostum,

meisterhaft ausgedrückt; die Geschwindigkeit der Winde wird durch:

Qua data porta ruunt,

das Ungewitter durch:

Intonuere poli, et crebris micat ignibus aether,

so gemalet, daß man die Handlung der Sache gleichsam vor seinen Augen sehen, und den Gang derselben vernehmen kann.

Jede Sprache hat ihre eignen Ausdrücke, welche in jeder andern, in jeder Uebersetzung verlieren, und weniger sagen; in dem Verse:

Mortalis mucro, glacies ceu futilis ictu
Dissiluit: fulva resplendent fragmina arena.

malen die ersten Worte: futilis dissiluit, an sich selbst, die leztern durch die Sylbensetzung. Wenn man eine lebhafte Einbildungskraft besizt, und solche Beyspiele oft anfaßt: so komt man zu solchen Gemälden von selbst, ohne daß man sich dazu mit besonderer Mühe verwandt, und lange nachstudirt hat.

§. 5.
Von den Figuren.

Wenn sich ein Mensch in einer heftigen Leidenschaft befindet: so wird er sich selbst zu eng; es fehlt ihm sogleich die Sprache, er ergreift alle Gegenstände der Natur, welche mit dem Zustande seiner Seele eine Aehnlichkeit haben, und erklärt sich uns in einer gewaltsamern Sprache, als Worte jemals vermögen würden. Wie erschütternd ist dieß Gemälde von Schmerz und Verzweiflung:

Stellet euch vor, daß ich izt hier am Strande stehe, so mit aufgehobnen Armen, die Haare im Winde flatternd, wild wie die Wüste selbst. Laßt nun alles rings um mich her meine Geschichte erzählen; mache meine Miene, wenn du je ein Gefühl von Gram gehabt hast, so! so! Bemühe dich, mit den Augen wie ein Monument des Kummers vorzustellen. Die Bäume um mich her sollen dürre und entblättert seyn; die Felsen sollen von unaufgehaltnen Schlägen der Wogen seufzen, und nach mir eine lange Verherung liegen.

Auf diesen Grund beziehen sich die Figuren, und alles, was ich von selben sagen wer-

werde. Sie sind Uebersetzungen unsrer Empfindung auf einen ähnlichen Gegenstand.

Diese Figuren, deren sehr viele sind, beziehen sich größtentheils auf etliche allgemeine:

1) Die Apostrophe ist Anredung eines abwesenden oder leblosen Gegenstands. Sie kann nur in den äussersten Bewegungen statt finden; aber sie erschüttert, wo sie trifft. Ein Muster dieser Figur findet sich im folgenden Gemälde, welches ich ganz hersetzen muß, weil es ein Meisterstück von eben dem Werthe, wie ein Gemälde von Rubens ist. Wenn ein Lehrer Geist und Feuer besitzt: so ist hier die Gelegenheit, alle Fähigkeiten seiner Schule in Bewegung zu setzen.

Als ich vor Anbruch des Tages erwachte, (so beschreibt Ugolino seinen und seiner Söhne Tod) hörte ich meine Kinder die mit mir im Kerker waren, im Schlafe weinen, und nach Brod rufen. Du bist wohl grausam, wenn du dir vorstellest, was meinem Herzen ahnte, ohne dich zu betrüben, und weinst du hierüber nicht, worüber pflegst du zu weinen? — Schon waren wir alle erwacht; die Stunde kam, in der uns die Speise pflegte gebracht zu werden, und jeder war wegen seines Traums in

Furcht,

Furcht, als ich die untere Thür des schrecklichen Thurms verschließen hörte. Ich sah darüber meinen Kindern ins Gesicht, ohne ein Wort zu reden. Ich weinte nicht, so sehr ward mein Herz versteinert. — Sie weinten, und mein Anselmo sprach: Du siehst so starr mein Vater, was fehlt dir? — Dennoch vergoß ich keine Thräne und antwortete nichts diesen ganzen Tag, noch die Nacht darauf, bis die Sonne zum zweytenmal hervorstieg. — Als ein wenig Licht in den martervollen Kerker drang, und ich in vier abgehärmten Gesichtern mein eignes erblickte, nagte ich meine beyden Hände für Quaal — Und sie, welche glaubten, daß der Hunger mich dazu antrieb, stunden plötzlich auf und sagten: Ach Vater! der Schmerz wird weit geringer für uns seyn, wenn du uns verzehrest: du hast uns mit diesem elenden Fleische bekleidet, nimm du es uns wieder! — Ich blieb hierauf ruhig, um sie nicht noch mehr zu ängstigen. — Diesen und den folgenden Tag waren wir alle sprachlos. (Grausame Erde, warum verschlangst du uns nicht!) Nachdem wir bis zum vierten Tag gekommen waren, warf Gaddo sich ausgestreckt vor meine Füße hin, und rief aus: Ach, mein Vater, warum hilfst du mir nicht? — Hier starb er. — Und wie du mich hier siehst, sah ich die übrigen drey, einen nach dem andern, zwischen dem fünften und sechsten Tage,

vor mir hinfallen. — Nachher, da ich, vor Schwachheit schon blind, sie nicht mehr sehen konnte, kroch ich noch auf sie zu, und tastete nach ihren Leichnamen; — ich rief sie noch drey Tage, nachdem sie gestorben waren: und dann gab mir der Hunger den Tod, den mir der Schmerz nicht hatte geben können. u. s. w.

Ich habe die Stellen angemerkt, die auf mein Herz besonders sinken; aber ich kann dem Manne nichts sagen, dem ich nun erst, was er erklären, selbst erklären, selbst empfinden muß, sagen soll.

2) Die Herperbole, die Vergrößerung oder Verkleinerung einer Sache. Je nachdem wir eine Sache heftig wünschen oder verabscheuen, und an selber etwas Ungemeines finden: nachdem werden wir sie in der Leidenschaft durch etwas, mit dem wir sie vergleichen, über das, was sie wirklich ist, weg heben. z. B.

Quis non latino sanguine pinguior
Campus sepulchris impia praelia
Testatur, auditumque Medis
Hesperiae sonitum quinae?

Die Hyperbol, welche vergrößert, ist angenehmer, als die, welche verkleinert; denn bey

der Vorstellung einer kleinen Sache muß sich die Einbildungskraft einschränken, und das Herz sich verengen. Dieses beunruhiget die Seele, die sich lieber erweitern will, und legt hiemit in die Sache eine Art von Unzufriedenheit. Die Hyperbol (sagt Qintilian, wiewohl er bey dem Grunde, den er angiebt, zu irren scheint) ist alsdenn schicklich, wenn der Gegenstand selbst das gewöhnliche Maaß übersteigt.

Die Fehler, welche man bey der Hyperbole begehen kann, indem entweder die Sache gar zu unerheblich, oder der Affect zu klein ist, können aus jedem mittelmäßigen Schriftsteller allenthalben hergenommen werden.

3) Die Metonymie beruht auf eben dem Grunde, wie die vorhergehenden Figuren; indem man

a) die Ursache statt der Wirkung nimt, oder umgekehrt; z. B. der kühne Degen; — Der fröhliche Wein, u. s. w.

b) das Behältniß der Sache mit dieser verwechselt, z. B. er besucht oft dieses Haus; oder

c) das Ort mit der Handlung in selbem, so kann man sagen: Dieses Zimmer ist die Poesie.

d)

d) Einen Theil des Leibs für die Eigenschaft des Gemüths, z. B. Ein furchtsames Ohr.

e) den Namen des Besitzers oder Vorstehers für die Sache selbst, z. B. sie brachten die Ceres.

4) Die Synekdoche nimmt

a) Einen Theil fürs Ganze oder umgekehrt pictasque exure Carinas; — qui Tiberim Fabarimque bibunt.

b) Wenn man die Art mit dem Geschlechte, vorhergehende Dinge mit den nachfolgenden verwechselt, u. s. w.

5) Von der Metapher und Allegorie.

Wenn man den Satz, daß die Figuren überhaupt aus einer Bemühung entstehen, welche man anwendet, für seinen Ausdruck irgend etwas ähnliches in der Natur zu finden, hier wieder zurück nimmt, so ist es leicht, sich von diesen klare Begriffe zu machen.

Man will einen Helden beschreiben, so verfällt man sogleich auf seine Haupteigenschaft, nämlich auf den Muth und Unerschrokkenheit; und, um das, was man sich dabey vorstellt, recht ausdrücken zu können, so stellt man sich diese Eigenschaften in einem Wesen vor, welches dieselben in eben dem Grade, oder noch mehr, als der Held besitzt; z. B.

der Löw besitzt gleichfalls Muth und Unerschrockenheit; sage ich nun der bayerische Löw, so ist das eine Metapher; schildere ich aber den Löwen allein, ohne den Gegenstand zu nennen, auf den er sich beziehen soll, so habe ich eine Allegorie. So ist die Ode, wo Horaz den römischen Staat unter dem Bilde eines Schiffs anredet, eine Allegorie.

Die Metapher ist also eine kurze Allegorie, oder der kurze Ausdruck einer Aehnlichkeit mit unserm Gegenstande. Die meisten ursprünglichen, von der Natur erfundnen Worte bey allen Völkern sind Metaphern; denn sie sind von Aehnlichkeiten hergenommen.

Ich will hier einige Grundsätze von Vergleichungen für das Herz, als der allgemeinsten Quelle dieser Figuren anführen, um uns die Begriffe von den Schönheiten derselben desto leichter zu machen; Vergleichungen werden gut und angenehm:

a) wenn sie unbekannte oder ausserordentliche Aehnlichkeiten vorstellen, und wenn überdieß die Gegenstände an sich selbst, auch schon ohne Vergleichungen, angenehm sind, z. B.

So schloß sich ihr finsterer Reichstag
Ungewiß; aber doch freuten sie sich des muthigen Hauptes.
Als wenn von den Gipfeln der Berge die dunkelen Wolken,
Weil der Nordwind itzt schläft, sich erheben und über des Himmels
Holde Gestalt sich verbreiten, daß auf die finstere Landschaft
Schnee und Regen sich senkt; wenn dann die glänzende Sonne
Bey dem lieblichen Abschied die Abendstralen umher streut,
Die Gefilde wieder erwachen, die Sänger des Waldes
Ihre fröhlichen Lieder erneun, und blökende Heerden
Ihre Freude bezeigen, daß Hügel und Thäler erschallen.

Milton 3. B.

Das Leben ist ein wandelnder Schatten, ein armer Schauspieler, der auf der Bühne seine Stunde strotzt und pocht, und dann nicht mehr gehört wird.

Sie offenbarte niemals ihre Liebe, sondern ließ sie verhehlt, gleich dem Wurm in einer Knospe, an ihren blühenden Wangen nagen; sie quälte sich in Gedanken und voll bleicher Melancholie im Gesichte saß sie, wie die Geduld auf einem Grabmale, die gegen die Betrübniß lächelt.

Aber die Dinge, mit welchen man vergleicht, müssen niemals von der nämlichen Art seyn.

Eine angenehme Wirkung haben Vergleichungen

b) durch den Contrast, wovon man z. B. im Milton häufige Beyspiele antreffen kann.

c) Durch Vergrößerung des Gegenstands, wie fast alle Gleichnisse von Kriegshelden sind.

d) durch Verkleinerung des Gegenstands; diese Vergleichungen sind zwar gut, aber, da sie uns etwas widriges zeigen, selten angenehm.

Nunmehr ist es nicht schwer, die Schönheiten und Fehler der Metapher zu bestimmen; denn das beste Mittel, Metaphern zu prüfen, ist, sie in Gleichnisse aufzulösen. z. B. in der Metapher:

Versenke mich bis an die Lippen in die Armuth,

muß man sich nothwendig etwas als einen flüßigen Körper vorstellen, mit dem sie keine Aehnlichkeit haben kann. In dieser:

Est intus flamma Medullas,

kann die Wirkung der Flamme, welche aufzehrt und nicht schleicht, nicht alle Aehnlichkeit mit dem langsamen herzpressendem Kummer; Und in den zweenen Versen:

At Regina gravi jam dudum saucia cura
Vulnus alit Venis & coeco carpitur igni.

kann die Verschiedenheit der Metaphern in eben denselben Perioden unmöglich angenehm seyn.

Noch ist zu merken, daß, gleichwie die Metapher, der Bewegung, in der man schreibt, angemessen, und kühner in der Ode als in andern Dichtungsarten seyn muß: so muß sie auch den Gegenständen, über die man dichtet, gemäß, und von eben demselben Tone genommen seyn.

§. 6.

Von der Allegorie und Mythologie.

Da die allegorischen und mythologischen Ausdrücke einen allgemeinen Einfluß

in unsere bürgerlichen Handlungen, in unsere Verzierungen, Feyerlichkeiten u. s. w. behaupten: so finde ich es für nöthig, denselben besondere Betrachtungen zu widmen.

Der erste Grund dessen, was ich zu heben habe, liegt in jedem von uns, der sich empfindet. Es ist dem Menschen unausstehlich, wenn er gut ist, verschlossen in sich selbst zu seyn, und es ist so ein erzgutes Ding um sein Herz, daß es sich jedem Wesen mittheilen will.

Ich bedaure den Mann, sagt Yorik, der von Dan bis Berseba reisen, und ausrufen kann: Es ist alles dürre und öde. Doch, so ist es, und so ist die ganze Welt dem, welcher der Früchte, die sie hervor bringt, nicht warten und pflegen will. Ja, Ich bezeuge (sagt ich, und schlug freudig meine Hände zusamm) daß, wäre ich in einer Wüste, ich auch in der Wüste etwas finden würde, das meine Neigung auf sich zöge. Fänd ich nichts bessers: so wollte ich sie auf einen süßen Myrtenbaum heften, oder irgend eine melancholische Cypresse suchen, mit der ich mich einlassen könnte. Ich würde Ihren Schatten besingen, und für ihren Schutz sie freundlichst grüßen. Meinen Namen schnitt ich in ihre Rinde, und schwöre, die lieblich-

sten Bäume in der ganzen Wüste wären sie. Wenn ihre Blätter welkten, wollte ich mich zum Trauren gewöhnen, und Freude jauchzte mit ihnen mein Herz, wenn sanfter Thau sie erquickte.

Jeder Ort, wo wir Freuden erleben, hat für uns etwas ansteckendes, so, daß wir mit ihm sympatisiren; aber auch die klagende Leidenschaft ist äusserst begierig, jedes Wesen an dem innern Schmerz Theil nehmen zu lassen.

Meine Freuden, O Philander, sind mit dir verschwunden; dein lezter Athem löste die Bezauberung auf, und die entzauberte Erde verlor alle ihre Herrlichkeit. Young.

Aus diesem natürlichen Hange, unbelebten Wesen seine Empfindung mitzutheilen, oder sich selbe vermög der Einbildungskraft in den Ton, in die Gestalt seiner Empfindung zu gießen, erhellen die Vergleichungen, welche so geschickt sind, das Eigenthümliche oder den Charakter eines Dichters auszudrücken, und sich denselben in einem Bilde vorzustellen. Horaz sagt vom Geiste des Pindars:

Monte decurrens, velut amnis, imbres
Quem ſuper notas aluere ripas,

Fer-

Fervet immensusque ruit profundo
Pindarus ore.

Und von seiner Fassung sagt er:
Ego apis matinae u. s. w.

Ausser dem, daß man Bilder in der Natur aufsuchte, die Begriffe seiner Empfindungen anschauend vorzustellen, und z. B. einen wütenden Menschen mit dem wütenden Meere zu vergleichen, welche Bilder man auch Sinnbilder nannte: so hat der Mangel der Sprache, Dinge, die nicht unter die Sinnen fallen, vorzustellen, und der natürliche Trieb des Menschen, jeder interessanten Idee den möglichsten Grad von Ausdruck zu geben, sie veranlaßt, allgemeine Begriffe, Empfindungen und Charaktere zu personificiren, und abgezogne Dinge als ein wirkliches Wesen zu bilden. Aus diesem Gesichtspunkte, (nicht mit dem Geiste eines Theologen, der Irrthümer aufsucht, und die Thorheiten der dortigen Völker beklagt) sondern in der Absicht, sinnliche Ausdrücke abstrakter Begriffe und Empfindungen zu studiren, ist die alte Mythologie, dem Dichter und Künstler zu betrachten. Die ersten Gottheiten der Alten, Saturn, Jupiter, Mars, Pallas u. s. w.

 wa-

waren Anfangs, ehe der Aberglaube des Volks ihren Endzweck verunstaltet, nichts, als Ausdrücke der Eigenschaften eines höchsten Wesens, nämlich Ausdrücke der Allmacht, Ewigkeit, Weisheit, Furchtlosigkeit u. s. w. Apollo im Belvedere, und die untergeordneten Wesen nichts, als Ausdrücke der Empfindungen. Der Schauder, der einen überfällt, wenn man tief in einen finstern Wald tritt; die süsse Schwermuth an einer Quelle im Haine; die leicht, hüpfende Freude in einem lachenden Haine, ward durch verschiedene Wesen, als Nymphen, Dryaden Faunen ꝛc. die nachmals Beschützer der Stellen geworden, sinnlich herausgehoben; so ward jede Leidenschaft personificirt, und der Maler Aristides soll die Kunst gewußt haben, den Charakter des atheniensischen Volks, wozu so viele Züge gehörten, in einem einzigen Bilde zu schildern.

Auf zwey Stücke haben wir hauptsächlich bey den allegorischen und mythologischen Ausdrücken zu sehen. Erstens, daß die Vergleichung zwischen dem Bilde und Urbilde (im allegorischen) wahr, und die ganze Idee (im mythologischen) in dem Ausdrucke

des

des sinnlichen Wesens enthalten; und daß, zweytens jede Handlung ihrem Urbilde gemäß sey. Es liegt uns sehr daran, hievon in Beyspielen deutliche Begriffe zu erhalten.

Die Alten haben in der Schilderung des Urbilds ihrer Götter eine ausnehmend hohe Idee erreicht, und der einzige Weg für uns, wie Klopstock sagt, unnachahmlich zu werden, ist, die Alten nachzuahmen.

Sollten wir nicht (fährt Klopstock fort,) die Engel so machen, wie sie ihre Götter? Gewiß nicht völlig so. Wir sollten, jene Vorstellungen der Götter übertreffen. Bisher sind wir von jenem Uebertreffen sehr weit entfernt gewesen. Wir malen Kinderchen, Frauenzimmer, und, wenn wir uns recht hoch schwingen, schöne Jünglinge, geben diesen Figuren Flügel, und bilden uns ein, Engel vorgestellt zu haben. So gar Raphaels Michael ist ein Jüngling, und er sollte doch wenigst ein Jupiter seyn, der eben gedonnert hat. Wenn nun Raphael vollends einen Todesengel hätte machen sollen z. B. einen, durch dessen bloßen Anblick der erstgeborne Sohn Pharaos niedersinkt! — Einem vielleicht noch ungebornen Künstler ist es aufbehalten, die heilige Geschichte würdig vorzustellen. Er ist es, der noch viel was anders sagen würde, als die Grie-

chen haben sagen können. Gott vorzustellen würde er sich niemals unterfangen, niemals; aber den Versöhner der Menschen einigermaßen würdig abzubilden, würde er alle Kräfte seines Genies anstrengen, und sich den großen Empfindnngen, welche die Religion giebt, ganz überlassen.

Es geht über alle Vorstellungen, welches Genie erfordert werde, die Ideen, welche einer Gottheit eingedrückt seyn sollen, sinnlich auszubilden. Indeß ist die Majestät, welche Raphael seinem Gott Vater gegeben hat, bekannt.

Aber meistentheils sind die Vorstellungen auch derjenigen Künstler, welche die Welt dafür erkannt hat, in diesem Stücke unendlich nidrig. Welche Idee geben sie uns von den Engeln, wenn sie selbe als Köpfe mit Flügeln in den Wolken vorstellen? Es ist ein großes Verdienst vom Milton um die Kunst, daß er sich den Muth nahm, bey seiner Schilderung des bösen Engels, seiner eignen Idee zu folgen. Wie würdig und edel ist seine Beschreibung von Satans Person!

—— Er stand itzt
Einem Thurm gleich, und ragete stolz an Muth
und Betragen

Ueber

Ueber die andern hervor. Noch hatte seine Gestalt nicht
Ganz den ursprünglichen Schein verloren; er schien nichts geringers,
Als ein Cherub, welcher gefallen; allein nur verfinstert
An der Herrlichkeit, die bey ihm sonst im Uebermaaß stralte. u. s. w.

Warum nehmen nicht Künstler ihre Ideen aus Dichtern! Selbst in Kupfern vor des Rolli Uebersetzung des verlohrnen Paradieses ist Satan mit einem Schweif und mit Hörnern und Klauen vorgestellt; Selbst Raphael und Guido, und Michael Angelo haben diese Idee nicht erreicht; aber wer beurtheilte die Künstler von jeher so? Man bewundert die Zeichnung, den Pinsel, und geht bey dem Ausdrucke und der Empfindung vorüber.

Man ist selten darauf gefallen, allegorische Bilder unter die Kritik zu nehmen, und gleichwohl wäre das, besonders wenn sie allgemeine Ideen vorstellen, wichtiger, als man wohl denkt. Die Bilder von Städten müssen von dem Charakter derselben hergenommen,

men, und nach diesem geprüpft werden; diese sind sehr häufig, aber es sind meistens Hieroglypen, welche oft die Noth, um mit Tyrannen zu reden, erfunden hat; allein die Bilder solcher Dinge, welche den Menschen unmittelbar angehen, richten sich nach den Begriffen, welche man von selben hat. Die Abbildung des Todes, wie ein ekelhaftes Gerippe, ist gewiß weit unter ihrer Idee; aber nachdem sie so ist, niederschlagend und traurig ist: so ist sich nicht zu verwundern, wenn sie einen gleichen Ton zu den Feyerlichkeiten der Begräbnisse angiebt. Wenn ich mir den Tod eines Christen denke, der in die Ewigkeit hingeht, glücklicher, als wenn ein Freund von uns an den Hof des weisesten Fürsten als sein Theilnehmer käme: so weis ich nicht, ob es nicht in Absicht auf die Kunst zweckmäßiger wäre, sein Andenken vielmehr mit Freuden als mit Wehklagen zu feyern.

Eben so wichtig für uns ist die Betrachtung der Handlungen, und Ausdrücke innerlicher Gemüthsbewegungen, welche mythologischen Bildern beygelegt werden. In diesem Stücke kann uns die alte Mythologie kein Beyspiel seyn; denn sie stellt historische Personen

sonen vor, welchen oft die nichtswürdigsten Handlungen und Leidenschaften beygelegt werden. Man schilderte die Götter nach Menschen, und setzte Sie weit unter selbe herab. Es ist höchst unanständig, Historien dieser Mythologie in unsern öffentlichen Straßen und Gärten oder andern öffentlichen Orten aufzustellen. Vielmehr sollte man diesen Theil bloß noch so weit der Vergessenheit entreißen, als es nothwendig, die alten Kunststücke in Absicht auf die Kunst zu verstehen. Es sind nicht nur die Ideen von höhern Wesen mißhandelt; auch ihr Eindruck auf den fühlenden Zuseher ist niedrig und unedel.

Ich bin sehr damit zufrieden, sagt Klopstock, daß man endlich aufhöre, die Mythologie zu malen. Man hätte schon lange aufhören können; aber die wahre heilige und weltliche Geschichte sey dasjenige, womit sich die größten Meister am liebsten beschäftigen. Welch ein weites Feld, und wie interessant kann man hier besonders alsdann seyn, wann die rechten Momente gewählt werden.„

Aber die Arbeiten unsrer Künstler müßten dann auch, besonders, wenn selbe an öffent-

öffentliche Orte gestellt werden sollen, niemals sich selbst überlassen, sondern allemal der schärfsten Kritik unterworfen werden. Die Zusammensetzungen solcher Maler, welche, wie gewöhnlich, gar keine Theorie, keine Philosophie der Dichtkunst besitzen, sind für heilige Geschichten oft ärgerlich, und die Ausdrücke in ihren Mienen voll menschlicher Leidenschaft, oder, welches besser ist, gar nichts.

Der Gebrauch der allegorischen und mythologischen Bilder ist vielfältig. Sie dienen zu Verzierungen in Tempeln, Häusern, Denkmälern, Münzen und öffentlicher Plätze. Diese leztern sind bey uns in Absicht auf unsern Nutzen noch wenig gesucht worden. Die Alten verzierten mit allegorischen Bildern ihre Haus- und Tischgeräthe; und wenn sie gleich an diesem Orte den großen Endzweck nicht erfüllten, für den sie gemacht sind: so dienten sie doch, die Sachen, die sie vorstellten, interessant, und das Andenken an manche schöne Handlung frisch zu erhalten; und überhaupt daurende Gestalt

Gieb auch dem,
Der unter Menschen edle Thaten that!
Den Gottgedankten Fürsten, der die Lust

Des

Des menschlichen Geschlechts und seines Volks;
Dem Patrioten, der der Steuermann
Des Vaterlands und seines Fürsten war;
Dem Weisen, der bey später Lampe Licht
In finstre Seelen seiner Brüder trug;
Dem stillen Frommen, dessen Frömmigkeit
Erst dann gesehen von scharfen Augen ward,
Als er hinauf getragen lange schon
In seines Gottes bessern Geisterwelt
Den Lohn für seine Tugenden empfieng;
Dem guten Weibe, dessen Güte spät
Den Engeltöchtern noch Exempel ist.

Es wird jedem Lehrer leicht seyn, gute und fehlerhafte Beyspiele von allegorischen Gemälden und den Arten derselben, z. B. von der Vermischung allegorischer Personen mit historischen zu finden, und hiemit dem Anfänger nützlich zu werden; wenn er nur bedacht, den Einfluß derselben auf unser sittliches und bürgerliches Leben in allen Fällen zu zeigen.

§. 7.

Begriffe der Schönheit, Gracie und Naivität.

Der Geist, der den ersten Keim der schönen Künste entwickelte, sah von fern ein

ein ewiges Ideal von Vollkommenheit, das nur gleichgestimmten Seelen verständlich ist, und das sich, (denn was man immer davon sagt, so sagt man etwas abgezogenes) besser empfinden, als mit Worten erklären läßt. Man erkennt es, so bald man es wo sieht, ist überzeugt, daß es vorhanden ist, genießt es, aber man kann es dem nicht ausdrücken, dem das Gefühl zum Antheil versagt ist. Da es von den schönen Künsten unzertrennlich ist, so liegt uns daran, uns wenigst allgemeine Begriffe von dem, worinn ihr Wesen liegt, aufzuklären.

Eine jede Sache hat ein gewisses Maaß, ausser welchem sie in eine Abweichung, indem sie nämlich zu groß, oder zu klein wird, verfällt. Eine Handlung ist poetisch schön, wenn sie in der Lage, in der sie ausgeübt werden soll, weder mit zu großer Hitze, noch mit zu großer Kälte, das ist, wenn sie gerade mit der gehörigen Fassung ausgeübt wird; ein Körper ist schön, wenn alle Theile das gehörige Verhältniß unter einander haben, und alle genau zusammpassen, ein simples Ganzes auszumachen; eine Mine ist poetisch schön, wenn alle Linien zusammfließen, gerade das Einzige auszudrücken, was sie enthalten soll;

kurz, wo alle Theile grade das beytragen, was sie beytragen sollen, um ein Ganzes auszumachen, da ist Schönheit; und wo in diesen Theilen gewisse Reize vorhanden sind, die sich durch die Vergleichung mit einem Körper, wo sie nicht sind, bestimmen lassen, da ist Gracie.

Im Vorbeygehen muß ich anmerken, was ich schon anderswo angemerkt habe, daß etwas poetisch schön seyn kann, ohne für uns einnehmend zu seyn. Das Bildniß des Catilina kann das höchste Ideal der Schönheit enthalten, wenn es in allen Theilen gerade das ausdrückt, was es gemäß den Zügen, die ihm eigen sind, ausdrücken soll; aber es würde uns niemals einnehmen, daß ist, es würde niemals den Wunsch in uns hervorbringen, diese Züge zu besitzen. Nur die Mine die schöne Eigenschaften des Herzens ausdrückt, ist für unsere Liebe schön; denn nur das, was edel, was wahrhaft gut ist, kann für uns einnehmend, liebenswürdig seyn. Eine Mine, welche von geheimen unordentlichen Leidenschaften gebildet und gleichsam wider Willen eingepräget wird, ist uns äusserst widrig,

und

und die größten Böswichte müssen gute Eigenschaften in dieselben hinein zwingen, um uns gefallen, und unser Zutrauen gewinnen zu können.

Also, wo Mannigfaltigkeit im Einfachen ist, da ist Schönheit. Diese wenigen Worte versteht nur der, der sich diesen Begriff aus sich selbst gemacht hat. Es ist nur ein Ideal, nach welchem sich die ursprüngliche Schönheit mißt; alle Menschen des Erdbodens, der, welcher um schön zu seyn, schwere Gewichte an seine Ohren und Ringe an seine Nase hängt, und der, welcher der Natur sich schämt, und sich anmalt, suchen es; aber wie verschieden sind die Wege, auf denen sie es zu finden glauben! Je nachdem sie Känntnisse, Bedürfnisse, Leidenschaften haben, nachdem werden sie sich Linien zusammsetzen, welche die wahren Züge der Schönheit verunstalten

Der menschliche Körper ist das höchste Meisterstück, und, wenn darinn eine schöne Seele wohnt, das reizendste Meisterstück der Natur. Diese leztern Züge werden von niemand verkannt, und was den Körper allein betrifft, so scheinen alle Völker darinn über-

ein zu kommen, daß sie denjenigen Körper für den schönsten erklären, welcher der vollkommenste, das ist, welcher in allen Gliedern der fähigste ist, das, was seinem Alter zukommt, am ungehindertsten zu verrichten. In Absicht also auf das Körperliche ist ein in seinen Gliedern ungleicher, oder zu schwacher Körper nicht schön, weil er zu vielen Verrichtungen, die ihm zukommen, unfähig ist. Je mehr man also die Fähigkeiten des Körpers entwickelt und übet, desto mehr nähert man sich dieser Vollkommenheit. Die, welche ihre Leibsübungen für einen Theil des männlichen Berufs ansahen, waren hierinn sehr glücklich; aber in unsern Städten würde es sehr schwer seyn, Körper anzutreffen, die fähig wären, das Auge des Kenners für ein Muster zu befriedigen.

Aber auch in dem, was der Geist beyträgt, den Körper poetisch schön zu machen, waren die Alten unsere Meister, und es würde ihnen ähnlich geschrieben und gebildet werden, sagt einer der größten Kenner, wenn ihre Schriften, wie ihre Bilder betrachtet und untersuchet würden.

Das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meisterstücke, sagt Klopstock,

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

stock, ist eine edle Einfalt, und eine stille Größe sowohl in der Stellung, als im Ausdrucke.

Alle Handlungen und Stellungen der griechischen Figuren, die mit diesem Charakter der Weisheit nicht bezeichnet, sondern zu feurig und wild waren, verfielen in einen Fehler, den die alten Künstler Parenthyrsos nannten.

Es kommt bey den Künsten überhaupt sehr darauf an, daß die Meister in denselben die feine Linie des Schönen finden. Indeß ist der Parenthyrsos meistentheils viel eher zu entdecken, als wenn die stille Größe ein wenig zu ruhig ist. Raphaels Christus am Oelberge hat mich zu dieser Anmerkung veranlasset. Er hat nichts von dem, was die Schrift so stark ausdrückt, indem sie sagt: Und es kam, daß er mit dem Tode rang, und heftiger blutete.

Stand und Gebärden an den alten Figuren, sagt Winkelmann, sind wie an einem Menschen, welcher Achtung erwecket, und fordern kann, und der vor den Augen weiser Männer auftritt; ihre Bewegung hat den

den nothwendigen Grund des Wirkens in sich, wie durch ein flüßiges feines Geblüt, und mit einem sittsamen Geiste zu geschehen pflegt; nur allein die Stellung der Bachanten auf geschnittnen Steinen ist der Absicht bey denselben gemäß, das ist, gewaltsam.

Der Stolz in dem Gesichte des Apollo äussert sich vornämlich im Kinn und in der Unterlefze, der Zorn in den Nüsten seiner Nase, und die Verachtung in der Oeffnung des Mundes, auf den übrigen Theilen dieses göttlichen Hauptes wohnen die Grazien, und die Schönheit bleibet der Empfindung unvermischt und rein wie die Sonne, deren Bild er ist. Im Laokoon siehest du bey dem Schmerz den Unmuth, wie über ein unwürdiges Leiden in dem Krausen der Nase, und das väterliche Mitleiden auf den Augäpfeln, wie eine trübe Duft schwimmen. Diese Schönheiten in einem einzigen Drucke sind wie ein Bild in einem Worte beym Homer; nur der kann sie finden, welcher sie kennet. Glaube gewiß, daß der alten Künstler, so wie ihrer Weisen, Absicht war, mit wenigem viel anzudeuten. Daher liegt der Verstand der Alten tief in ihren Werken, in der neuern Welt ist es mehrentheils wie bey ver-

armten Krämern, die alle ihre Waare ausstellen. Homer giebt ein höhers Bild, wenn alle Götter sich von ihrem Sitze erheben, da Apollo unter ihnen erscheinet, als Kallimachus mit seinem ganzen Gesange voller Gelehrsamkeit. Ist ein Vorurtheil nützlich, so ist es die Ueberzeugung von dem, was ich sage; mit derselben nähere dich zu den Werken des Alterthums, in Hoffnung viel zu finden, so wirst du viel suchen. Aber du mußt dieselbe mit großer Ruhe betrachten; denn das Viele im Wenigen und die stille Einfalt wird dich sonst unerbaut lassen, wie die eilfertige Lesung des ungeschmückten großen Xenophon.

Der Lehrer, der meine Absicht mitversteht, warum ich das hergelegt habe, wird nun auch das Feuer fühlen, sich zu erklären. Ein jedes Gemälde, eine jede Statue kann ihm dienen, die Untersuchung anzustellen, ob gemäß des Innhalts, gemäß der Bewegungen, welche die Personen vorstellen sollen, der mitgegebene Ausdruck der wahre sey. Freylich äussert sich ein niedriger Kopf anders in seiner Leidenschaft, als ein großer; aber er merke die Absicht der alten an, durch Vorhal-

haltung der großen Natur auch große, das ist, die wahren, die einzigen Empfindungen auf jedermann zu verbreiten. Er lehre seine Schüler aufmerksam auf die Stellungen der Schauspieler, auch der Prediger zu werden, und gewöhne sie wenigst dahin, überall etwas höhers, als gewöhnlich, zu suchen. In den Schriften des Mengs über die Malerey, und in Flögels und Riedels Schriften sind die feinsten Begriffe von diesem Ideale entworfen.

Unter der Grazie die von einer vollkommenen Uebereinstimmung der äussern Bewegungen mit den innern herkömmt, versteht man jenen Reiz, der sich über alles, was einem Wesen eigen ist, ausgießt. Der, wie Winkelmann sagt, mehr mit den Augen des Verstands unmittelbar erblickt, als durch Hilfe der Sinne empfunden werden kann.

Sie ist, sagt er weiter, ein Geschenk des Himmels, aber nicht, wie die Schönheit; denn er ertheilet nur die Ankündigung und Fähigkeit zu derselben. Sie bildet sich durch Erziehung und Ueberlegung, und kann zur Natur werden, wo sie zugegen ist. Sie ist ferne vom Zwang und gesuchtem Witze, aber es erfordert Aufmerksamkeit und Fleiß, die

Natur in allen Handlungen, wo sie sich nach eines jeden Talent zu zeigen hat, auf den rechten Grad der Leichtigkeit zu erheben. In der Einfalt und in der Stille der Seele wirket sie, und wird durch ein wildes Feuer, und in aufgebrachten Neigungen verdunkelt. — Ueber die Werke des Alterthums hat sie sich allgemein ergossen, und ist auch in dem Mittelmäßigen zu erkennen.

Von dem Bilde, von dem wahren auch sittlichen Ausdrucke der Grazien, zu deren Schilderung empfindsame Seelen einen eigenen Sinn haben, sagt ein itztlebender Schriftsteller: Wenn es jemals der Natur gefallen sollte, in einem Manne Corregios Empfindung mit Raphaels Geiste, und mit der ganzen Magie des feinsten und wärmsten niederländischen Pinsels zu vereinigen: dann möchte diesem Phönix erlaubt seyn, alles zu wagen, wozu er sich gebohren fühlte. Ihm könnte man zutrauen, daß er den Charitinnen diese ideale Schönheit geben würde, von welcher Winkelmann mit einer Schwärmerey spricht, die in seinem Munde so viel Wahrheit hat; dieses Ueberirrdische, diese Einheit der Form, die, wie ein Gedanke erweckt, und mit einem leichten Hauche geblasen schien;

die-

dieses Charakterische endlich, dieses Seelenvolle, dieß über die ganze Gestalt ausgegossene Lächeln, diesen, unter ihr, wie durch einen dünnen Schleyer, hervorscheinenden Geist der Anmuth und der Freude, der uns beym ersten Anblick empfinden machte, daß wir die Grazien vor uns sehen.

Was Naiv sey, läßt sich ebenfalls besser durch Beyspiele, als durch Worte erklären. Es ist ein Gedanken, oder eine Handlung, welche aus einer Natur, die nicht mehr zu roh, aber auch nicht zu sehr nach den Zeitsitten gebildet ist, herkömmt. Es beruhet auf einem gewissen Gutmeynen, auf einer gewissen Einfalt und Redlichkeit, die sich in Gedanken, in Empfindungen, im Ausdrukke, in Sitten und Handlungen äussert. Da es zur schönen, auch sittlich schönen Natur führt, so ist die Naivetät ein großer Vorzug des Menschen, und ein wichtiges Stück der schönen Künste, indem sie auf die rührendste Weise an eine liebenswürdige Einfalt und Redlichkeit der Sitten uns führet. Gellerts Schriften sind voll Naivetät und in den Schriften vieler andern, wo Redlichkeit und Unschuld herrscht, sind häufige Beyspiele zu finden. Auch die Satyre liebt diesen Ton,

 und

und Swifft und Liscov haben Meisterzüge. Aber Yoriks Schriften!

Wenn ich den Ton anzugeben hätte, wie man gute Sitten und ein gutes Herz predigen soll: so würde ich Yoriks Schreibart, Yoriks Laune vorschlagen. So dahin schlüpfen, sorglos, seiner Sache gewiß, und beynahe muthwillig, nicht wie eine Schwalbe über die Oberfläche einer See, in dem sie hie und da einen Tropfen aus dem Unermeßlichen aufglitscht, sondern wie ein Riese, der mit einer Centnerlast wegjauchzt, nichts zu tragen scheint, das müßte doch jedermann anhalten, öffnen, durchströmen. Man muß dem liebenswürdigen Manne herzlich gut seyn, wenn man ihn so inniglich, so voll und aufrichtig sprechen hört, und man muß ihm gerne zuhören, wenn er auch Dinge spricht, die in dem Munde eines andern höchst unwichtig seyn würden. Er hat sich uns weg, ohne daß wirs wissen, und wir sind darüber froh, wenn wirs merken. Wir lieben den erzguten Mann.

§. 8.

Vom Großen und Erhabenen.

Eine Vorlesung.

Groß nennen wir, was seiner Natur nach fähig ist, große Wirkungen nach sich zu ziehen. Im Herzen läßt sich das nicht sinnlich bestimmen; aber gleiche empfindliche Seelen verstehen einander, sobald man ihnen einen Gegenstand vorhält, welcher auf sie die Wirkung macht, die man benennen will.

Stellen Sie sich vor, Sie stehen am Ufer des Weltmeers, und sehen hinaus ins Unermeßliche, bis da, wo ihr Blick sich verliert, und ihr Auge schwindet, fassen Sie dieses alles, diese Fernen, diese Weiten mit einem Blick, und geben Sie, wenn Sie aus Ihrer gewöhnlichen Herzensstille heraus in das Bild gezogen werden, auf die Wirkungen acht, welche selbes hervorbringt. Ihre Bewegungen, Ihre Pantomimen sind die Bewegungen, die Pantomimen aller Menschen.

Ich sehe hin: Meine Seele fängt an, sich zu theilen, auszugießen, hinzugießen über das Unermeßliche. Der Körper erweitert sich,

athmet schwer, bemüht sich, den Gegenstand in sich zu nehmen. Die Muskeln dehnen sich auseinander, und die Hände arbeiten von sich, wie schwimmende in einer großen See.

Stellen Sie sich den Sturm aus dem ersten Buche der Aeneis vor. Die Winde heulen, wühlen, Wetterwolken ziehen sich zusammen, und die schwärzeste Nacht legt sich, drückt aufs Meer. Nun brüllen Wogengebirge, wälzen betäubend sich von Tiefen zu Tiefen.

Meine Seele kreuzt, dreht sich, wie die Wolken im Wirbel. Es ist Nacht. Eine Pause — eine Unentschlossenheit von Gedränge, vom Rollen des Donners, von Ungewißheit. Ein Blitz beleuchtet die schreckenvolle Scene. Welcher Anblick! Ich sehe den Wasserberg, (praeruptus Aquae Mons) sehe das Schiff auf der Spitze desselben, wie es itzt — itzt fallen soll in die Abgründe der unermeßlichen Nacht.

Meine Seele wird aufgerissen, mein Körper steht in die Höhe, ich rufe, strecke meine Arme aus, laufe hin und her, winke mit den Händen, krümme mich.

Es ist ein Augenblick, wo ich das Schiff sehe, und die Nacht fällt zusamm, der Sturmwind führt das Geschrey der Verzweifelnden weg — wo? Ich schreye nicht mehr, athme nicht mehr, stehe da am Sturmwind, versteinert, betäubt, stumm wie die Finsterniß.

Diese sind die hauptsächlichsten Bewegungen, welche eine Seele, die zum Gefühl des Großen gestimmt ist, bey diesen Gemälden in sich wahrnimmt.

Und in diesen Bewegungen sollen der Maler, der Bildhauer, der Redner, der Akteur den Pantomimisten beobachten, ihn in den wichtigsten Augenblicken, und in Uebergängen zu andern studiren, überhaupt gegen ihre eigne Empfindung halten, mit Beyspielen vergleichen, und so den Geheimnissen der Natur sich nähern.

Der Anblick großer Höhen und Tiefen bringt eben diese Wirkungen hervor, welche von der Weite und Länge verursacht werden. Ich will Ihnen wieder einige Beyspiele davon geben; diese erklären besser als die Regeln, welche ich daraus abziehen werde; auch sind sie Ihnen eben so nützlich, als Sie selbe gern hören.

Stellen Sie sich vor, Sie stehen auf einem Berge, von dessen Höhen Sie herabsehen:

Wie fürchterlich, wie schwindlicht ist es den Blick so tief hinab zu werfen! Die Dohlen und Krähen, die durch die mittlere Luft fliegen, zeigen sich kaum so groß, als Käfer. Auf halbem Wege hinunter hängt einer, der Kräuter liest: schreckliches Handwerk! Mir deucht, er scheint nicht größer zu seyn, als sein Kopf. Die Fischer die am Gestade gehen, sind wie Mäuse; und jenes große Schiff, das vor Anker liegt, ist in die Gestalt eines Boots geschwunden; das Boot ein Ankerpfahl, fast zu klein für die Augen. Die brausenden Wellen, die um die unzählbaren kleinen Kiesel toben, können von dieser Höhe nicht gehört werden. Ich will nicht mehr sehen, damit nicht der Schwindel mich fasse, und mein vergehendes Gesicht steil hinab stürze.

K. Lear 4. Akt, 6. Auftritt.

Ein anders Beyspiel:

Auf jenen Felsen, dessen Spitze dort
Die Wolken spaltet, Bannadar
Ist er genennet, saß ich, weit umher
In Gottes Welt mich umzuschauen, und sah
Verschwunden unter mir das Kriegesheer
Des Misa — lutt, der meiner Lebenszeit
Ein Wunder ist, und sah verschwunden, sah

Ver-

Verschwunden — ihn, und seine Sklaven, sah
Verschwunden seine tausend Thürme!

Halladat.

Milton giebt uns ein Gemälde von der Tiefe, das die Seele schaudern macht. Gott verstößt die gefallenen Engel aus dem Himmel.

— — Er treibt sie dicht in einander gedränget
Wie eine Heerde von furchtsamen Ziegen und schüchternen Schaafen
Donnerbetäubt vor sich her, und mit Schrecken und Furien jagt er
Auf die Mauern des Himmels sie zu —

Stellen Sie sich den Augenblick vor, wo sich der Himmel öffnen wird. Der Blick hinab! hinab! Die Wesen, die hinabstürzen sollen, unsere Theilnehmung an jedem empfindlichen Wesen, ihr Schrecken, ihr Fall, alles unser. — Jetzt — jetzt — das muß Nerven erschüttern, und Fibern zermalen.

— — Mit plötzlicher Oeffnung
Wallten die Mauern herein, und ließen hinab in die Tiefe
Einen entsetzlichen Riß. Vom schrecklichen Anblick getroffen
Fuhren sie schaudernd zurück; doch eine noch schwerere Rache

Jag-

Jagte sie hinten. Sie stürzten sich selbst vom Rande des Himmels
In das Verderben hinab. —
— — Sie fielen neun Täge.

6. Buch des verlohrnen Paradieses.

Eben so schrecklich ist das Bild, wie Satan am Thore der Hölle stund, und hinab ins unendliche Leere des Chaos sah.

Jetzt lagen der ewigen Tiefe Geheimniße plözlich
Ihren Augen entdeckt; ein unermeßlicher dunkler
Ocean, ohne Gränzen und Grund, wo Breite, wo Länge
Höhe, Zeit und Ort sich untereinander verwirren:
Wo die älteste Nacht, und das Chaos noch ältere Wesen
Als die Natur, im wilden Getümmel von endlosen Kriegen
Ihr anarchisches Reich durch ewge Verwirrung behaupten u. s. w.
— — Vor diesem schrecklichen Abgrund
Stand der behutsame Teufel am höllischen Ufer und schaute
Eine Weile hinab.

Er wagt sich hinaus. Meine Seele folgt ihm mit Schaudern, und ich halte mich an den

den Gegenstand, der mich am nächsten umgiebt. Er steigt

— — viel Meilen verwegen
Aufwärts, aber gar bald entweicht der Sitz ihm, und läßt ihn
In unendlichen Leeren zurück; nun sinket er plötzlich
Mit vergeblich flatternden Schwingen zehn tausend Klaftern
In den Abgrund hinab, und würde den heutigen Tag noch
Nicht aufhören zu fallen. ꝛc.

Jede Bewegung also, welche einer Bewegung ähnlich ist, die von großen Gegenständen verursacht wird, muß eine große genannt werden. Der Anblick eines Kriegsheers in Schlachtordnung, einer Ueberschwemmung, einer Aufruhr u. s. w. werden davon einen jeden überzeugen. Das Gemälde des Prometheus, wie er an der Spitze des Caucasus steckt, den Felsen mit seinem Blute beklebt, hinabsieht auf die Wolken unter ihm, hört von unten das Gebrülle der tobenden Wellen, die den Felsen hinan stürmen, das Geschrey der Vorbeyschiffenden, hört den Mordklang des Adlers, der herabstürzt, ihn zu zerfleischen; — das Bild dieses Ausdrucks bin-

bindet ihn mit Ketten an den Himmel, und läßt die Hölle unter ihm auflodern: Wie viel faßt es in sich! Es schließt aus, alles was die Seele umgiebt, macht sie alles vergessen, und stimmet die Fassung an, die wir groß nennen.

Nun wollen wir einige Anmerkungen machen. Wir haben beobachtet, daß sich die Seele beym Anblick großer Gegenstände erweitere, der Körper sich auseinander dehne, und Raum zu schaffen suche; bey tiefen Gegenständen sich in sich selbst zurückziehe, festhalte; entgegen beym Anblick hoher Gegenstände emporfliehe, der Körper sich empor richte und nachtrachte.

Je mehr eine Höhe, eine Länge zunimmt, desto mehr empfinden wir das in uns vorgehen. Der Gedanke vom höchsten Gipfel eines Gebirgs, wo Vögel nisten, die niemals die Erde berührt — hinab bis in die Tiefen des Meers, wo Thiere Jahrtausende wohnen, die niemals eine Sonne beschienen hat; von der Erde zum Mond, zur Sonne, wo man in einer unermeßlichen Ferne Millionen neue Ballen nur funkeln sieht, zu den Planeten zu den Fixsternen, hin ins Helle, hin ins Unermeß-

meßliche — Bey jeder Stufe richtet sich unsere Empfindung empor.

Diesen Ausdruck des Großen legen alle Nationen demjenigen Gegenstande bey, den sie erhöhen wollen; sie geben ihrer Empfindung durch irgend ein Zeichen, welches die Gewohnheit verständlich macht, eine Art sinnlicher Bedeutung. So wählt man für die Staute eines Gottes, eines Helden, oder eines Throns einen hohen Platz; so werden Kleidungen, welche man den Personen, für die man Ehrfurcht erwecken will, zugiebt, voll, weit, nachschleppend gemacht; — so bildet man Helden in einer Leibsgröße ab, welche die gemeine übertrifft, verlängert selbe durch einen Federbusch, und legt ihnen die Kothurne an; so hat im häuslichen Gebrauche jede Nation ein Zeichen, wodurch sie die Größe ausdrückt; — in Heldengeschichten ist jedes Wesen von ungewöhnlicher Größe. Helden ragen über Kriegsheere hervor, machen unter ihren Tritten die Erde zittern, und verscheuchen Nationen durch bloße Blicke.

Dieses führt auf den Begriff des Erhabnen. Was groß ist, ragt über andere Dinge hinaus, ist erhaben; und wenn man dieses

auf die Fassung des Geists und seine Bewegungen anwendet: so ist diejenige Seele, welche einen großen Gegenstand in seiner Völle anfaßt, und den ganzen Umfang desselben fühlt, groß, stark; und wenn sie von diesen Eindrücken nicht zertheilt wird, nicht zerrinnt, wenn sie unerschüttert bleibt: so ist sie erhaben. Wir wissen also, was wir eigentlich ausdrücken wollen, wenn wir sagen, ein großer Geist, ein erhabner Geist, oder ein enger und zugleich niedriger Geist; wir sehen, daß sich zwischen beeden ein großer Abstand finde, und daß man groß seyn könne, ohne darum erhaben zu seyn. Man kann den Ausdruck:

Si fractus illabatur Orbis,

zwar empfinden, zwar hören das Krachen einer zerberstenden Welt, sehen, wie sie zusamm fällt, zusammstürzt über das Haupt, ohne sich über das Schrecken dieses Anblicks zu erheben, ohne sagen zu können: Impavidum ferient Ruinae.

Seelenbewegungen, welche dem Menschen unnatürlich sind, und seinen Geist so niederfesseln, daß sie seinen Muth zerstören, seine Haltung verwüsten, und ihn jeder Vorstel-

stellung unfähig machen, erfordern oft große Züge des Geists. Menschenmörder, Selbstmörder, Verräther des Vaterlands müssen, wenn sie je wissen, was sie thun, große Seelen haben.

Das Gefühl des Schmerzens der Königin Elisabeth über die entdeckte Unschuld des Grafen von Essex, welchem sie den Kopf abschlagen ließ, ist sehr tragisch, sehr groß.

Sie nahm weder Speise noch Trank zu sich; sie verweigerte sich alle Arzneyen; sie kam in kein Bette; sie blieb zehn Täge und zehn Nächte auf einem Polster, ohne ein Wort zu sprechen, in Gedanken sitzen, einen Finger im Munde, mit offenen auf die Erde geschlagenen Augen — bis sie endlich von innerlicher Angst der Seele aufgezehrt, und vom langen Fasten entkräftet den Geist aufgab.

Robertson.

Aber die Leiden alle, welche die Seele mit Aufruhr und Raserey erfüllen, das Herz verengen oder durchtoben, zerreissen, welche alle Aussichten, alle Gedanken von Erleichterung verschlingen, und abspannen, niederketten den zerrütteten, stummen, nervlosen Geist in Abgrun-

gründe von dumpfer Fühllosigkeit und Verzweiflung, können wahr, von wahren Quellen entsprossen, können auf die Mitmenschen des schrecklichsten Angriffs, des größten Rechts auf unser Mitleid fähig, über alle Leiden gemeiner enger Seelen hinausgesetzt, und mithin poetisch erhaben, auch in Betrachtung des Moralischen aller unsrer Entschuldigung würdig, aber in Absicht der Seelenkraft niemals erhaben seyn. Unser ganzer Stolz, unsre Menschheit empört sich wider den Gedanken, unterliegen, hilflos seyn sollen, und es gehört weit mehr Stärke, eine weit völlere Geisteskraft dazu, entgegen zu sehen dem Sturm und ihn auszuhalten, als den Schrekken nur zu empfinden, und vor seinem Annahen sich in den Abgrund zu stürzen.

Indeß werden Sie bemerken, daß man der erhabnen Fassung bey mächtigen Leiden mehr zuklatsche, und der bloß großen sich mehr erfreue. Ein Selbstmörder, der seine Rolle versteht, wird auf der Schaubühne mehr Beyfall erhalten, als ein andrer, der bey gleichen Umständen die Schmerzen aushält. So werden nur wenige die vollkommenen Charaktere billigen, und nichts ist gemeiner, als etwas zu vollkommen zu finden. Jenes bringt

uns

uns mehr zu uns selbst; läßt uns mehr von uns selbst; entgegen muß man selbst des Herois- mus fähig seyn, um denselben nach seiner Natur fühlen, und liebenswürdig finden zu können.

Erhabne Gesinnungen setzen voraus, daß man von dem Gegenstande, dessen Eindringen Geistesstürme aufwühlt, eben so angegriffen sey, als es diejenigen sind, welche von dem Anblicke desselben dahin sinken. Der tapfere Spartaner Dieneces, als ihn Leonidas zum Treffen bey Thermopylä führte, und ein Perser heraus prahlte, daß heute seine Truppe vor Menge der Spiese und Pfeile die Sonne nicht mehr sehen werde, muß diesen Ausdruck empfunden, muß das Zischen und Geprassel der tausend und tausend auf sie abgeworfnen Mordgewehre gehört, das Bild eines Feuergewölbs vor Augen gehabt, und im Geiste unter dem Todesdach gestanden seyn, wenn seine Antwort: also wollen wir im Schatten streiten, erhaben, und nicht bloß ein prahlender oder witziger Einfall gewesen seyn soll. Ein großer Geist verhält sich gegen seine Unfälle, wie einer, der wütende starke Pferde mitten im Rennen durch schroffichte Wege leitet. Ist sein Geist groß und nicht erhaben: so läßt er die Zügel los,

stürzt sich herunter; aber er lenket sie, wenn er es ist, ruhig und unerschrocken mitten durch Abentheur, und durch die Schrecken tödtender Ungeheuer.

Diese Fassung, diese einzige, dieser Augenblick ohne Namen, der von wenigen empfunden, von niemand ausgedrückt, Nationen auf der Stelle umschmelzen würde, wenn er sinnlich wäre, ist eine Pause, wo die Seele des Menschen alle Kräften, die in ihr liegen, herausruft, hoch fliegt, über den ganzen Gegenstand, den sie anfaßt, sich hindehnt, und ausgießt, fühlt mit der ganzen Völle das Eindringen der Ideenströme, das Schaudern dieses Gefühls — aber erhaben über alles, was um sie herliegt, Meister von allem sich auf sich selbst lehnt, zwar das Geheul der kämpfenden Ungewitter in der Mitte, und das Getümmel im Thale hört, zwar die Last drückender Welten fühlt, fühlt, aber steht, hält, voll von Selbststärke alles in sich selbst findet, die Bahn gewöhnlicher Seelen, niedergedrückter, zaghafter Herzen verläßt, sich schwingt, sich ablegt, sich zum neuen Wesen schafft, und auf der Spitze der Schöpfung in einer feyerlichen Ruhe die Wage der Schicksale hält gränzlos, ausgefüllt, einsam.

Homer, Virgil, Milton, Klopstock, Ossian und die andern Heldendichter sind eine immerwährende Samlung, ein Bild vielfältig großer und erhabner Gegenstände. Alle ihre Gemälde lassen sich herausnehmen, und einzeln studiren. Ich habe Ihnen den Plan des Homers, des Virgils, des Miltons vorgelesen, und noch will ich mit Ihnen eine Stelle vornehmen, um Ihnen zu zeigen, wie man große Werke mit Geist lesen, erklären, und mit Nutzen und eben so vielem Vergnügen studiren soll. Hören Sie das Gedichte an Chronos vom Schubart.

Wie schnell o Chronos rollet dein Wagen
Von stürmenden Winden getragen
Durch dein weites Gebiet!
Es rasseln und donnern die Räder
Durch den weichenden Aether,
Daß die Achse glüht.
Hoch stehst du mit herrschendem Blicke
Das Sandglas in der Hand,
Ein Sturmwind treibt dein Gewand,
Und dein Haupthaar, wie Wolken zurücke.

Welches Gemälde, die Vorstellung einer gränzlosen Höhe, eines unermeßlichen Gewölbes! Meine Seele erweitert sich, will ihn

in sich fassen den unermeßlichen Raum, will die Höhe erreichen, reißt sich empor, und sieht — einen Wagen, der mit dem Getöse eines Donners, mit der Geschwindigkeit eines Blitzes fortrollt, und Flammen von den Rädern spritzt — sieht auf diesem Wagen den Chronos, ein Wesen, dessen Haupthaar der Sturmwind wie Wolken zurück treibt.

Bilder dieser Art dehnen den Geist, verkündigen die Annäherung ihrer Empfindung mit einem gewissen Stolze, und mit einem gewissen Trotze gegen alles, was nicht groß ist. Der Anblick des Polyphems, der einen Baum in der Hand hält, und in die Tiefen des Meers tritt, ohne bis zur Hälfte bedeckt zu werden, und seine starken Arme ausstreckt, und heult, daß die Gebirge und entfernte Wälder erschallen; — des bösen Engels im Milton,

Itzo richtet er sich mit dem mächtigen Körper vom Pful auf,
Und die Flammen krümmeten sich mit weichenden Spitzen
Itzund an beyden Seiten, und trennten in Wellen gerollet
Sich in der Mitten, ein gräuliches Thal! —

Und

Und, um unsere Idee zu erhöhen, die Vorstellung eines Wesens cuncta supercilio moventis, die Vorstellung Gottes in der Bibel, erhebt den Geist aus der gewöhnlichen Welt in eine höhere Sphäre, gewöhnt unsre Blicke zum Heroischen, schärft die Einbildungskraft, und stärket die Nerven der Gedanken und Handlungen.

Königreiche fallen, wenn dein Scepter winkt,
Und das Felsenhaus des Tyrannen sinkt.
Unter deinen Wagen wanken Wiegen
Wo mit morgenröthlichen Zügen
Künftige Geschlechter liegen.
Aber auch der Berg des Todes ragt
Hoh empor — wo mit verwilderter Geberde
Auf hoh aufgeschäufelter Erde
Die Verwesung — ach! an Menschenknochen nagt.
Oft ersäuft der Nachwelt bessere Geschlechter
Der Zeiten aufgeschwollner Fluß,
Und es heulen deine Töchter
Grauer Archipelagus.

Welche Auftritte unten unter dem Wagen des Chronos, unten im Thale. Das Bild einer künftigen, aufkeimenden, verlöschenden Nation. Nichts rührt uns mehr, läßt uns

 mehr

mehr mit einem Blicke übersehen, als die Zeitgeschichte der Völker. —

Da trabten Menschen in Wäldern herum, wußten nicht, daß ihnen ihr Ort zu eng sey, lebten ungesehen, einsam. Jahrhunderte flossen weg, ehe ein Sturm einen andern Menschen dahin warf, der der erste diese Menschen entdeckte, sie ansah, wilde nannte, verachtete, und wieder Jahrhunderte, bis Mangel und Zufall den Witz der Nation schärfte, und den größten derselben auf den Gedanken brachte, dem Lande des Sturmmenschen nachzusegeln.

(Indeß veränderte sich mehr als einmal die Erdlage, gebildete Nationen verwilderten, Felsengebirge wuchsen indeß, und Meere traten ins Land, und überließen den Schlamm ihrer Tiefen den Saaten des Landmanns.)

Die Nation stund auf, sah herum, hinaus, trat vor sich, trat andere Völker nieder, vergaß der Vorzeit, nannte sich fein, ward auch fein —

(Jeder Zwischenraum daurte Jahrhunderte. Felsen wurden indeß mürbe, und Meere traten wieder zurück.)

— ward fein einen Augenblick, schwand ab, wirbelte hinab, verlohr sich, verlohr sich mit dem

Andenken, daß sie da war, in ihren eignen Staub. Und die Verwesung sitzt am Staubhügel, und nagt an Menschenknochen, an Knochen ohne Namen. Wie schwindelt mir, wie verschwindt mir alles vor dem Bilde der Länge, der Macht der Zeit!

Dorten an der Felsenwand
Ringt ein Greis die welke Hand
Auf dem nahen Grabe:
Röchelnd seufzt er auf: Ich habe
Chronos! deinen Werth verkannt,
Und der goldnen Stunden Gabe
Ach! entsetzlich angewandt.
Und ein Mädchen ausgeweint und hager
Wälzt um Mitternacht sich auf ihrem Lager
Jammernd, daß ein Böswicht sie betrog
Und ihr Schutzgeist, Unschuld, ihr entflog.

Der Weise, der in stiller Nacht,
Vom Mond bescheint am Gitter wacht
Hört Chronos deinen Wagen rollen:
Dann zählt er jeden Augenblick
Und eilt mit feuervollem Blick
Zur Tugend und zur Pflicht zurück.
Und du, du lispelst ihm den Himmelvollen
Den großen Trost ins Ohr:
Heil dem, der keinen Tag verlohr!

Die Einbildungskraft schwimmt nicht lange in dem allgemeinen Ideenmeere; sie heftet, verweilet sich gern an einem einzelnen anzüglichen Gegenstande, den ein besondrer Umstand auszeichnet. Sie werden dieß in den Werken aller Genies, aller großen Künstler beobachten. Der Greis, der die welke Hand am Grabe ringt; — das ausblutende Mädchen, der Weise am Gitter, welche besondere Bilder! Und dann der Ort, die Zeit, die Farben der Scene! der Greis an der Felsenwand — das Mädchen um Mitternacht, der Weise beym Mondschein, wie belebt dieses die Ideen, wie schmelzt es die Einbildungskraft!

Man muß an dieses alles nicht denken, wenn man selbst etwas schreibt. Ein Genie, vom Feuerstrome hingerissen, gräbt tiefe Züge, ohne sich von Anmerkungen lenken oder binden zu lassen. Aber man muß so lesen, um sich dieses alles zur Natur, um sich gefaßt zu machen, auch diesen Weg betreten, auch so denken zu können.

Ich weis nichts, daß Ihnen mehr Nutzen, Ihrem Geiste mehr Nahrung, mehr Stärke, und Selbstvertrauen geben könnte, als wenn

sie

sie alle Täge, wann sie Ihre Berufsgeschäfte verrichtet, eine Stelle aus irgend einem grossen Dichter lesen, verdauen, und sich von Ihrem Buche, von diesem Ideal in die Welt, in Ihre Geschäfte hinausdenken, und so in Ihrem ganzen Leben fortfahren würden. Man muß sich stets etwas Großes vorstellen, sich große Empfindungen zur Natur machen, um selbst groß zu werden. So habens die großen Helden, die großen Männer gemacht, haben sich unaufhörlich ein Herzerhöhendes Bild, einen Ausdruck, der den Stolz der Seele herausruft, die Säfte ihrer Fähigkeiten nach dem Herzen zusam̃jagt, vorgehalten, und in selben Unterstützung und Geist gefunden. Wer von Jugend auf Löwen gesehen hätte, würde sich an ihren Anblick gewöhnen, und wer seine Seele alle Tage mit seelvollen Bildern erfüllt, mit stärkenden Zügen befestigt: wird das unvermerkt in seine Sitten, in sein Betragen aufnehmen. Wenn Sie auf Alpen erzogen wären, gewöhnt wären, unter Wolken, und rauhen himmelhohen Felsen zu athmen: würden Ihnen nicht unsere hiesigen höchsten Hügel klein, und, wenn Sie die Ueberschwemmungen des Nils sähen, würden Ihnen nicht die Aufbrausungen unsrer Torrente

ver-

verächtlich vorkommen? Das Bild grausamer Schmerzen macht, daß wir die kleinen häußlichen nicht sehr achten; das Bild grauenvoller Scenen würgender Schlachten macht, daß wir uns bey häußlichen Gefahren, bey großen Vorfällen gegenwärtig bleiben, nicht zittern, nichts neues, nichts Unerwartetes unter der Sonne erblicken.

Aber lesen Sie ja aus einer übelverstandnen Ruhmsucht, von sich sagen zu können, daß Sie alles gelesen haben, nicht zu viel, lesen Sie aufmerksam, mit Wärme, mit dem Herzen. Lesen Sie die Stelle, bey der Sie am meisten empfunden haben, oft und zehnmal. Es ist ein schlechtes Zeichen, wenn man mit Werken des Geists durcheilen, leichtsinnig wegkommen kann. Wie man in den Zeiten, wo man am besten geschrieben hat, fast allemal am wenigsten schrieb: so liest der allemal am langsamsten, der, was er liest, verstehet, der es fühlet, und die Züge des Buches in sich gräbt. Wie die stärksten Speisen am geschwindesten sättigen: so enthält jeder Ausdruck etwas, das die Seele aufhält, ernährt, und ohne weiterer Beyhilfe den Leser zufrieden stellt. Wenn Sie nachfühlen Ossians Welt;

Wandern mit ihm über die Haide, umsaußt vom Sturmwinde, der in dampfenden Nebeln die Geister der Väter im dämmernden Lichte des Mondes hinführt; hören vom Gebirge her, im Gebrülle des Waldstroms, halbverwehtes Aechzen der Geister aus ihren Hölen, und die Wehklagen des zu Tode gejammerten Mädchens, um die vier moosbedeckten, graßbewachsnen Steine des edelgefallnen ihres Geliebten. Wenn Sie ihn denn finden den wandelnden grauen Barden, der auf der weiten Haide die Fußstapfen seiner Väter sucht, und ach, ihre Grabsteine findet, und dann jammernd nach dem lieben Sterne des Abends hinblickt, der sich ins rollende Meer verbirgt, und die Zeiten der Vergangenheit in des Helden Seele lebendig werden, da nah der freundliche Strahl den Gefahren der tapfern leuchtete, und der Mond ihr bekränztes siegrückkehrendes Schiff beschien. Wenn Sie so den tiefen Kummer auf seiner Stirne lesen, so den letzten verlaßnen Herrlichen in aller Ermattung dem Grabe zuwanken sehen, wie er immer neue schmerzlich glühende Freuden in der kraftlosen Gegenwart der Schatten seiner Abgeschiednen einsaugt, und nach der kalten Erde dem hohen weheuden Grase niedersinkt, und ausruft: der Wandrer wird kommen, kommen, der mich kannte in meiner Schönheit und fragen, wo ist der Sänger, Fingals treflicher Sohn? Sein Fußtritt geht über mein Grab hin, und er fragt vergebens nach mir auf der Erde; —

Wenn sie das verstehen, fühlen, nachglühen: so sind Sie gewonnen, so werden Sie das Gepräge der wahren Empfindung, die keine Kunstlehre erklären kann, aufdecken, und Ausdrücke empfinden, die den Dichter beseelt haben. Und wenn Sie dann dieses Gefühl abziehen auf sich selbst, (und was sind die tiefsten Känntnisse ohne Beziehung auf uns?) mitnehmen in die Welt, mitnehmen zu Ihren Geschäften: so werden Sie Handlungen rechtfertigen, werden Sie Vorschläge billig, möglich finden, die die meistenmale das Schicksal erfahren, von verstimmten engen Seelen als romantische Schwärmereyen verworfen, und als schöne Träume aus den Staaten verbannet zu werden. Fürsten, Minister sollen sich in dieser Schule wider den Kleinmuth, wider die Menschenfurcht bewaffnen, und jeder von uns soll, wenn er was werth seyn, wenn er geachtet seyn will, den Stolz haben, sich den Geist eines Fürsten, die Denkungsart, die Herzensstärke des größten unter den Menschen zulegen, ihm gleich empfinden, gleichhandeln zu wollen. Lassen Sie diese Stelle niemals aus Ihren Augen.

Virtus recludens immeritis mori
Coelum, negata tentat iter Via
Coetusque vulgares & udam
Spernit humum, fugiente penna.

§. 7.

§. 9.

Von der lyrischen Dichtkunst.

Wenn der Mensch von einem Gegenstande besonders hingerissen wird; wenn seine Ueberlegung gleichsam zurücktritt, und sein Herz ganz in Empfindung, ganz in Leidenschaft übergeht: so strömen seine Worte in einem ungewöhnlichen begeisterten Tone, und alle seine Bewegungen in rhythmischen Takten hin. Der erste Ausruf eines Menschen, welcher dieses Weltgebäu zum erstenmal sähe; die Worte und Bewegungen bey einer langen Abreise, oder unvermutheten Ankunft eines geliebten Freundes; unsere ersten Ausdrücke bey einer wichtigen Begebenheit die uns besonders rührt, bey dem Anblicke der Natur, sind gleichsam unwillkürlich; sie fließen, ohne Nachdenken, aus dem Uebermaße und der Völle des Herzens. Die Alten begleiteten diese Ausdrücke mit den Tönen der Leyer, an denen sie etwas gleichstimmiges mit ihrer Empfindung bemerkten, und nannten sie ὠδὲ oder einen Gesang. Sie sind keine Erfindung, sondern eine Entladung, eine Erleichterung der Natur, und man hat sie zu

allen Zeiten, wie den Tanz, bey allen Völkern des Erdbodens angetroffen. Indeß ist doch ein Unterschied zwischen dem, was man Ode und Gesang nennt; jene ergießt sich im freyen Fluge, dieser schließt sich in gleiche Rhytmen zum Gebrauche unsrer heutigen Musik ein.

Indem also die lyrische Poesie überhaupt der Ausdruck der Empfindung ist, so sind die allgemeinen Eigenschaften der Oden, deren Känntniß, um selbe zu verstehen, wir nöthig haben, sehr leicht zu bestimmen. Muß das Herz, wenn es zum Ton, zum Gefühle der Ode übergehen will, von einem Gegenstande voll seyn, bis zur Begeisterung gerührt seyn: so kann es während dieser Augenblicke nur von einem Gegenstande zu einer Empfindung gestimmt werden. Man kann unmöglich zu gleicher Zeit auf verschiedene Dinge verfallen, ohne die Völle seiner Bewegung zu trennen, noch das, über was man anfangs mit Betrübniß erfüllt war, mit Fröhlichkeit enden. So bald das Feuer, in welchem wir uns befinden sollen, in fremde Gedanken sich wegtheilt: so bald ist die Fassung, der Geist der Ode verschwunden.

Kein

Kein Gedicht verlangt eine größere Sorgfalt, mehr Zubereitung, als die Ode, wenn man sie mit dem Tone der Natur, wenn man mit Nutzen sie lesen will. Erst halte der Lehrer seinem Schüler den Inhalt vor, der die Ode veranlaßt, und male ihm denselben von der Seite, von der er den Dichter begeistert hat; er schüttle den Funken in dem Herzen des Jünglings, daß er zur Flamme wird, entzünde ihn, entzünde sich selbst, und stelle sich plözlich mitten in die Sache, nämlich in den Eingang der Ode. Ist die Empfindung des Dichters die wahre, ist sie ebendieselbe, von der er itzt selbst schon entzündet ist: so lasse er sich ja nicht mehr durch kalte Reflexionen von dieser Fassung zurück bringen; er verfolge den beflügelten Drang des Dichters, fühle die Ordnung, fühle das Aufsteigen, den geheimen Zusammenhang der Empfindungen, fühle die Sprünge, das Erhabne, das Naive der Ideen, und erhole bey dem Punkte sich, wo der Dichter geendet hat; — oder er merke im Gegentheile, daß die Empfindung im Eingange zu kalt, oder gar ungehörig, vielleicht freudig sey, wo sie betrübt seyn sollte; daß statt der Begeisterung tolle Hitze, statt

der lyrischen Unordnung zerrissene Gedanken, Lücken statt eines Sprungs vorhanden seyen; er merke — doch diese Lehrart, die einzige wahre, kann durch keine Worte gelehrt werden.

Wie der Eingang der Ode, die Länge derselben beschaffen seyn; was man von den Ausschweifungen, Sprüngen, von erhabnen und naiven Stellen, von Gleichnissen, Allegorien halten müsse, das läßt sich alles sagen; aber wie man sie empfinden müsse noch einmal, das läßt sich durch keinen Ausdruck erklären. Home fand in vielen Oden des Horaz, z. B. in der 7ten Ode des ersten Buchs; in der 16ten des zweyten; in der 1ten, 2ten, 3ten, 4ten, 11ten rc. Ode des dritten Buchs Fehler wider die Ordnung und den Zusammenhang der Sachen und Empfindungen, die vielleicht einem andern, der näher mit der Geschichte des Inhalts bekannt, oder vielleicht auch kälter ist, richtig und passend scheinen.

Wenn man den nämlichen Gegenstand von ebenderselben Seite vor sich hat, so muß, wie ich oben sagte, die Empfindung auch ebendieselbe und nur in Graden verschieden seyn.

Die

Die Seite, von der man eine Sache ansieht, die Wendung, die man ihr giebt, der Ton, den man annimmt, wird von den Umständen, in denen wir uns befinden, geordnet. Wenn ich betrachte, mitfühle den Tod eines geliebten, auch fremden Freundes als Mensch; hinsehe, wenn er dahin ist, über dieß unwiederbringlich; er war mir einzig, war mir alles, machte mich höchst glücklich, um mich höchst unglücklich zu machen; wenn ich dann hingerissen werde an den ewigen Felsen, und mein Blick hinabschaudert in die Tiefen der Ewigkeit, in die Verwüstung alles dessen, was lebt, und ich denke den Gedanken: Ewig, Ewig! werde emporgehoben vom Drange des Gefühls, Ewig, Ewig — ewig dahin für mich, verdorrt, verwüstet: so scheint mir jede Entladung seicht, jedes Leiden, Ringen der Seele nur flammend, aber nicht glühend, nicht durchfressend jede Nerve, jede noch gesunde Fiebern, nicht betäubend jeden Sinn, daß er ihn nicht mehr fühle den Gedanken: dahin für mich, ewig, ewig!

Aber wie sanft ist die Empfindung des Horaz, indem er den Virgil über den Tod des Quinktilius tröstet; sanft, wie ein Lüft-

chen, das zwischen Felsen weht, und nur durch ein gelindes melancholisches Säuseln, der Wehmuth ähnlich, gehört wird. Es ist die bleiche Geduld, die auf dem Grabmale sitzt, und der Betrübniß entgegen lächelt.

Wir wollen diese Ode, von der Julius Skaliger sagt, daß er lieber sie gemacht haben, als König in Arragonien seyn möchte, in einigen Zügen betrachten; die grammatikalischen und mythologischen Anmerkungen, welche, ehe man eine Ode liest, um sie ungehindert und im Feuer lesen zu können, allemal vorher gehen sollen, will ich hier nicht berühren.

Der Dichter Quinktilius, Virgils und Horazens Freund starb. Beede beklagten ihn, beede weinten über seine Urne Thränen, wie Männer sie weinen. Nehmen Sie hier die Anmerkungen zurück, welche ich oben über das Schöne machte. Stellen Sie sich den Ausdruck dieser Männer auf der Schaubühne, auf der Leinwand vor. Ihr Herz blutete nicht aus, versank nicht in den stummen Schmerz, der die Seele betäubet; es war aber auch nicht ungerührt, war nicht

stoisch und unmenschlich kalt bey dem Verluste des Freundes. Horaz empfand nicht nur diesen, er empfand auch den Kummer des Virgils, und nahm es auf sich, die Hälfte desselben ihm abzunehmen. Es ist, wenn man einen dahin bringen will, daß er zu klagen aufhöre, ein allgemeiner Grundsatz, der in unsrer Selbstliebe sich gründet, daß man erst selbst anfange, mit ihm zu klagen. Man sollte meynen, daß dadurch unser Leyd vermehrt werden müsse; aber wir geben unser Recht, Schmerz zu empfinden, gleichsam auf, so bald man uns zugesteht, daß wir es haben. Aber nichts gleicht der unnachahmlichen Laune, mit der er ihn tröstet; er weis ihm nichts zu sagen, als: du weinst mit Recht, denn du hast deinen Quinktil verloren — aber höre einmal auf, denn er ist doch auf immer verloren: (Ein erschrecklicher Trost! und doch wußte das ganze heidnische Alterthum keinen bessern) aber er sagt es mit einem so guten und wehmüthigen Tone, daß er sich ihm ergeben, und zum Troste bequemen muß. Es ist keine Ueberzeugung, sondern ein gewisses Wohlmeynen, eine gewisse Beklemmung in seinen Worten, die einem schönen Morgen gleicht, wo lichte Stellen des Himmels durch zer-

zerrissene Wolken herab blicken, und uns in der Ungewißheit lassen, ob sie selben öffnen, oder gänzlich verfinstern wollen. Es wandelt überhaupt ein stiller Geist süßer Schwermuth, ähnlich dem frohen Zwange bey den letzten Augenblicken eines zu seinem Glücke sich entfernenden Freundes, in vielen Oden des Horaz. Aber nun die Ode!

Wer soll sich seiner Thränen um einen so geliebt Freund schämen, und denselben Gränzen setzen? Stimme du zum Trauerlied den Ton an, Melpomene, der ihr Vater die schmelzende Stimme, der ihr Vater die Cither gab.

Also hält den Quinktil ein ewiger Schlaf fest! Wann wird die Bescheidenheit, und des Rechts stete Begleiterinn die unbestochne Treue, wann wird die nakte Wahrheit einen Mann wieder, der ihm gleichet, finden!

Er starb von vielen Redlichen beweint, von niemand mehr beweint, als von dir Virgil; du forderst (ach vergebens, er war dir nicht so gegönnt,) von den Göttern den Quinktil ab;

Und sängest du rührender, als der thracische Orpheus sang; und beseeltest du Bäume, wie er, mit

mit dem Zauber der Töne: das Leben fließt nicht mehr in den leeren Schatten zurück, wenn ihn nun einmal mit dem schrecklichen Staabe Merkur, taub bey allen Bitten den Acheron aufzuschließen, zu der Schaar der traurigen Schatten gewiesen hat. Das ist hart! Aber man trägt das leichter, was man nicht ändern kann, wenn man es geduldig trägt.

So wie der Dichter zuweilen von dem Gegenstande niemals abweicht: so überläßt er sich zuweilen Betrachtungen, die demselben vorgehen, wie z. B. in Klopstocks Ode:

Der die Schickungen lenkt, heißet den frömsten Wunsch
Mancher Seligkeit goldnes Bild
Oft verwehen, und ruft da Labyrinth hervor,
Wo ein Sterblicher gehen will,
In die Fernen hinaus sieht, der Unendlichkeit
Uns unsichtbaren Schauplatz, Gott!
Ach, sie finden sich nicht, die für einander doch,
Und zur Liebe geschaffen sind.
Jetzo trennet die Nacht fernerer Himmel sie,
Jetzo lange Jahrhunderte.
Niemals sah dich mein Blick, Sokrates, Addison,
Niemals lehrte dein Mund mich selbst.
Niemals lächelte mir Singer, der Lebenden
Und der Todten Gesellerinn.

Auch dich werd' ich nicht sehn, der du in jener Zeit,
Wenn ich lange gestorben bin,
Für mein Herze gemacht, und mir der ähnlichste,
Nach mir einmal auch seufzen wirst,
Auch dich werd' ich nicht sehn, wie du dein Leben lebst,
Werd ich einst nicht dein Genius.
Also ordnet es Gott, der in die Fernen sieht,
Tiefer hin ins Unendliche.
Oft erfüllet er auch, was das erzitternde
Volle Herz kaum zu wünschen wagt.
Wie von Träumen erwacht, sehn wie dann unser Glück,
Sehns mit Augen und glaubens kaum.
Dieses Glücke ward mir, als ich das erstemal
Bodmers Armen entgegen kam.

oder nachgehen, wie in der Ode über die Seereise des **Virgils**.

Es giebt so viele Arten von Oden, so viel es Arten von Empfindungen, oder vielmehr, so viele Gegenstände es giebt, welche verschiedne Empfindungen veranlassen. Und wie die Instrumente der Musik zu dem Gebrauche ihrer Ausdrücke verschieden sind: so wechselt auch das Sylbenmaaß nach dem Bedürfnisse des Innhals in verschiedenen Takten ab.

Wie

Wie man diese Austheilungen überhaupt wissen, und z. B. sich sagen lassen kan, daß es betrachtende, phantasiereiche, empfindungsvolle Oden giebt, ohne den Geist dieser Worte zu durchdringen: so wollen wir uns indeß begnügen lassen, die Oden überhaupt, in die geistlichen, heroischen und gemeinen abgetheilt zu haben.

Unter den geistlichen Oden versteht man

a) die Hymnen, welches schon bey den Alten Lobgesänge auf ihre Götter waren, die sie, wie es der Gegenstand erfordert, meistens in einer beflügelten heroischen Versart abfaßten, bey ihren feyerlichen Opfern sangen, und mit Flöte oder Leyer unterstützten. Diesen Ton haben die Hymnen des Callimachus, welche Küttner übersetzt hat.

Die Fassung, die den Dichter bey der Hymne begeistern muß, ist, wie der Gegenstand, die höchste, welche das Herz eines Menschen bewegen kann. Stürmischer Ungestüm zum Lobausruf, und zu gleicher Zeit hohe Feyerlichkeit zur Bewunderung, Anbetung zum Hinsinken in die Unendlichkeit sind die Empfindungen der Hymne. Kleists Hymnen: Groß ist der HErr rc. und: Nicht niedre

Lust

Lust, und die, welche Karschinn geschrieben hat, können dem Schüler einen Begriff von dem, was man sagen will, geben; aber die Hymnen Davids! Die höchste Begeisterung, die je in die Seele eines Menschen gekommen ist.

b) Die Kirchenlieder, welche Lob, Dank Gottes, moralische Wahrheiten oder Empfindungen über selbe, enthalten. Sie bleiben meistens, wenn sie sich gleich auch manchmal zum Feuer der Hymne erheben, in dem feyerlichen stillglühenden Tone des Gebets. Die Psalmen enthalten die vollkommensten Muster, die den Schüler entzücken müssen, wenn ihm der Lehrer einige derselben erklären wird. Er vergesse nicht, der vortreflichen Abhandlung des Lowths de sacra Poesi Hebraeorum, wie auch der Uebersetzungen eines Rousseau und Kramers Erwähnung zu thun.

Die Fassung eines einzigen guten Kirchenlieds, das aus der Völle eines christlichen Herzens floß, müßte, wenn sie sinnlich gesehen werden könnte, vermögend seyn, todte Herzen neu umzuschaffen. Gellerts, Klopstocks, Lavaters Lieder u. s. w. sollen dem Schüler bekannt seyn. Auch ist in der Abhand-

handlung des ersten, und der Vorrede des zweyten alles, was man von Kirchenliedern vortrefliches sagen kann, enthalten.

Die heroische Ode besingt den Ruhm ganzer Länder, oder einzeler seltner Geister bey schweren Unternehmungen. Die alten Dichter nahmen aus ihrer Zeitgeschichte häufige Gelegenheit, edle Thaten zu besingen, und diejenigen, welche sie ausgeübt haben, und ihr eignes Gefühl unvergeßlich zu machen. Pindars Oden, von denen Schönborn einige übersetzte, sind ewige Denkmäler der Kämpfer, die er herausgehoben. Sein Ton ist Feuer, Flug, Hinreissen, wie es der Geist seyn mußte, der seine Helden beseelt hat. Die Kriegslieder des Tyrtäus sind vom Weiße zur ewigen Ehre Deutschlands mit einem bewunderungswürdigen Schwunge übersetzt. Die Italiäner, Franzosen haben, ausser dem Rousseau dieser letztern, wenig in diesem Fache aufzuweisen; unter den Engelländern raget Dryden, dessen Ode auf das Cecilienfest Ramler übersetzt hat, vor andern hervor; aber unter den Deutschen lerne der Schüler die Oden eines Klopstocks, Ramlers, die Bardengesänge (unsere Erfindung) eines Denis, Gleim, Weiße kennen, er lerne in ihnen

den

den deutschen Heldengeist kennen, der jede andere Nation in seiner Stärke zurück läßt. Was muß der Schüler schon bey einer Stelle, wie die folgende ist, empfinden, wie muß sein Herz emporringen, wenn sie der Lehrer mit dem hohen Herzen, das aus Gleim strömte, liest, und mit ausfüllendem Tone und begeistertem feurigem Auge liest:

Frey, wie ein Gott, von Furcht und Graus,
Voll menschlichen Gefühls,
Steht er, und theilt die Rollen aus
Des großen Trauerspiels. u. s. w.

Unter den gemeinen Oden verstehe ich alle Oden, welche einen andern Gegenstand in was immer für einer Fassung enthalten; so drücken

a) die anakreontischen Oden, vom Anakreon, ein hüpfendes oft muthwilliges Vergnügen aus. Sein Geist schwimmt darinn, wie eine leichte Blüthe in der Frühlingsluft, in der wollüstigen Laune, und mit dem feinsten Witze dahin, und verwandelt alles, wo er durchathmet, in Scherz und Vergnügen. Seine ein und siebenzig Lieder sind in dreyfüßigen Jamben abgefaßt. Sappho that ihms nach, und unzählige andere aus allen Nationen haben es nachher ihr nachgethan. Dank

sey

sey dem Manne, wie dem Harlekin, der die wahre Bürleske versteht, wenn er die Kunst weis, durch eine tändelnde Kleinigkeit frohen Muth und Heiterkeit in gedrückte Herzen zu singen; aber wie viele suchten Anakreons Geist in Anakreons Schlüpfrigkeit?

b) die moralischen oder philosophischen Oden enthalten Wahrheiten mit der Empfindung und dem Tone des Dichters besungen. Hallers Ode von der Ehre ist das schönste Muster, das man sich vorlegen kann.

c) Die Cantaten, kleine rührende Stücke zum Singen, welche, über was immer für eine Sache Betrachtungen oder Empfindungen ausdrücken. Da man in selben lehren, erzählen, betrachten oder empfinden kann, so entstehen daraus die Recitative, Arioso, Arietten und Arien. Diese Lieder können sehr angenehm seyn, wenn man nur die Kunst versteht, in einem anpassenden Sylbenmaaße den Ton seines Herzens und die Takte zur Musik zu treffen. Metastasio, Rameau, Pope, Ramler u. s. w. haben vortrefliche Muster geschrieben. Der Lehrer lese die Cantate des letztern über die Leiden des Heylands.

d) Oratorien oder größere Cantaten, welche ein geistliches, lyrisches, kurzes Drama enthalten. Aber, es finden hierinn keine Dialogen, wie im gewöhnlichen Drama statt; sondern alles, Schilderungen, Erzählungen müssen vollkommen lyrisch seyn. Schön, und rührend ist der Anfang in Ramlers Oratorium vom Tode JEsu:

Ihr Palmen von Gethsemane
Wen hört ihr so verlassen trauern?
Wer ist der ängstlich sterbende?
Ist das mein Jesus? u. s. w.

Die Oratorien sind, wie die Kirchenlieder, schwer zu machen, und eben so schwer, wie jene in Musik zu setzen. Sie müßten mit dem kunstlosesten Stile, majestätischem Geiste abgefaßt, und mit eben dem schmelzenden, unwiderstehlichen Tone in Musik versetzt werden. Grauns Muster sind bekannt.

e) Die Elegie drückt eine sanfte, zärtliche Empfindung eines betrübten oder freudigen Herzens aus. Sie war anfangs bey den Griechen ein Traurlied; aber nachmals drückte sie auch die Fassung der gemässigten Freude aus:

Querimonia primum,
Post etiam inclusa est voti sententia compos.

Die

Die Griechen faßten sie in dem Sylbenmaaße, welches am vorzüglichsten für die gemäßigte Fassung zu passen schien, in dem Hexameter und Pentameter (versibus impapariter iunctis) ab; es sind uns von ihnen keine Muster übrig geblieben; ausser wenn man die Nänien über den Tod des Adonis hieher nehmen will; aber die Römer, welche eben dieses Sylbenmaaß wählten, haben es ihnen hierinn gleich gethan. Ovids Klagen, auch seine Heroiden, welche aus einem leidenden sanften Herzen geflossen, und Tibulls, Properz und Catulls Elegien werden stets Muster verbleiben.

Man hat überhaupt wenige Elegien aufzuweisen; aber wenn es wäre, so würde sie Klopstock alle weit zurück lassen.

f) Romanzen sind kleine, naive, erzählende Lieder im lyrischen Tone abgefaßt. Zu dem Namen dieser Gedichte haben die provenzalischen Poeten, welche in der elenden romanschen Sprache schrieben, wenn sie gleich niemals selbst Romanzen verfertigten, Anlaß gegeben.

Wenn man aus dem, was sie gewesen sind, schließen will, was sie seyn sollen: so

müssen sie in altväterischem, höchst einfältigem Tone abgefaßt, und in eine leichte Versart gekleidet seyn. Es kommt wohl, däucht mir, alles darauf an, was der Dichter für einen Endzweck hat, und wem er sie bestimmt. Weil die Romanze, sagt Rousseau, indem er von dem Gesange derselben redet, in einer einfachen rührenden Schreibart geschrieben, und von etwas altväterischem Geschmacke seyn muß: so muß auch der Gesang diesen Charakter haben; nichts von Zierrathen, nichts von Manieren, eine gefällige, natürliche, ländliche Melodie, die durch sich selbst ohne die Kunst des Vortrages ihre Wirkung thut. Der Gesang darf nicht hervorstechend seyn, wenn er nur naiv ist, die Worte nicht verdunkelt, sie sehr vernehmlich vorträgt, und keinen großen Umfang der Stimme erfordert, u. s. w.

So geschrieben, in dieser simpeln, nicht spottenden, sondern aufrichtigen, drollichten Laune zum Singen geschrieben könnten Romanzen die Denkmäler ruhmwürdiger Begebenheiten des Volks seyn. Sie singen sich so leicht weg, und schleichen sich wegen ihrer Einfalt mit so einer Wehmuth in das

Herz ein, die bis zu Thränen rührt. Beyspiele findet der Lehrer in dem Buche: Romanzen der Deutschen mit einigen Anmerkungen über die Romanze rc.

Und das war überhaupt das Allgemeine, was ich itzt glaubte, von der lyrischen Dichtkunst sagen zu sollen, und, was der Lehrer, wenn er seinen Vortrag mit Beyspielen belegt, Gelegenheit hat, mit den Zusätzen, die ich hier, um kurz zu seyn, wegließ, zu sagen. Er vergesse nie, (dieß muß ich stets wiederholen) den Schüler gleich auf den Endzweck dessen, was er ihn lehrt, zu führen, und ihm die nächsten Mittel, wie ers lernen soll, zu zeigen.

Es ist keine Dichtungsart, die man zu wichtigern Dingen, und allgemeiner nützen könnte, als die Lyrische. Da der Mensch, bey keinem Gegenstande, der ihn interessirt, gleichgültig seyn kann, nicht umhin kann, wenn er je nicht durch falsche Triebe gestört wird, denselben nach seinem Werth und Umfang zu empfinden: so ist die lyrische Poesie, die die Empfindung ausdrückt, eigentlich dazu gemacht, die Geschichte des menschlichen Herzens und seine Einrichtung zu zeigen. Wie

 mäch-

mächtig ist der Gedanke, zu wissen, daß ich fähig sey, die Empfindung, welche ich habe, auch in fremde Herzen ohne ihr Zuthun zu gießen, und wie groß muß der Beruf des Gesangs seyn, da er gemacht ist, so allgemeine, wirkende Empfindungen auszubreiten! Die Melodie eines Kirchenlieds hallt bis zum Himmel, reißt jede Seele zur Andacht, und jeden kranken Sinn zur Freude des Christen empor. Die Ueberzeugung, welche man itzt wirklich empfindet, wie selig es sey, durchzuwandeln das Leben mit diesem Gefühle von Ruhe und hohem Vertrauen, daß itzt wirklich die Seele durchfließt, wirkt oft auf der Stelle, stärket oft das schlaffe Herz zur Harmonie des besseren Lebens hin.

Welchen edeln Gebrauch machten die Alten, von dem Eindrucke der Heldenode! der Geist ihrer Maximen, der Geist des Patriotismus wurde durch seelvolle Lieder in alle Gemüther gepräget; die Griechen und Barden sangen, wie heute noch die Amerikaner, bey ihren Schlachten und wichtigen Vorfällen. Der Gesang war die Belohnung ihrer Helden, ihr Ruf bey großen Unternehmungen, und ein einziger davon, der die wahren Saiten des Herzens traf, war vermögend,

flie=

fliehende Armeen mit tödenden Schrecken zu stellen, und tode Nationen, die ohne Gefühl, ohne Ehrliebe, ohne Thaten vermodert lagen, plötzlich empor zu richten. In Wahrheit, die Natur hat dafür gesorgt, daß die Mittel, welche große Wirkungen hervorbringen, große Maschinen bewegen sollen, allemal die simpelsten sind. Der Mann, der vom Tagslicht ausgeschlossen, in den Tiefen der Felsen gräbt, der Mann hinterm Pfluge, der Handwerker in Werkstätten versingt sich seine Arbeit. Enthielt sein Gesang nicht bloß das Vergnügen seiner Melodie für ihn, enthielt er auch Vergnügen des Herzens, Stärkung seines Geistes für ihn, besänge er das Lob seines Vaterlands, das Lob eines Mitbürgers von seinem Berufe, eines Erfinders einer gemeinnützigen Sache, oder einer entdeckten schönen Handlung; sänge er die wahre Fröhlichkeit in seine Seele; welche Gelegenheit würde wirkender seyn, den Stolz des Inlands in alle Herzen zu singen, die Ehre des Vaterlands in die entferntesten Länder zu tragen, Privattugenden aufzurufen, und nicht nur die Tugend am Throne, in der Rathsstube und auf dem Katheder, sondern auch den stillen Helden in der Werkstatt, den vergeßnen Erfinder in den Hütten zu belohnen!

Schon die Melodie des Gesangs und der Musik hat eine Gewalt über unsere Sinnen, und über die Bildung unserer Empfindung, die man, weil man sie niemals im Ernste benutzt, vielleicht auch niemals im ganzen Umfange erkannt hat. Thiere empfinden die geheime Sympathie der Töne, und es wäre bey Kindern eine große Wichtigkeit, ihre weichen Seelen durch die Harmonie melodischer Lieder zu bilden. Die Deutschen haben in diesem Stücke seit einiger Zeit unendlich viel gethan. Weißens Lieder werden in seinem Lande allenthalben gesungen; Hillers Melodien; Grauns auserlesene Oden zum Singen beym Claviere; Bachs Oden mit Melodien; Kirchenbergers Lieder mit Melodien und vieler andrer haben unvergeßliche Vorzüge. Indeß fährt man in andern Provinzen noch eben so gedankenlos fort, seine Lieder in ausländischen Geist zu zwingen, den Gesang von öffentlichen Concerten auszuschließen, das Rauschen geistleerer Symphonien, und die unnatürlichen Trillerzüge, und diejenigen kunstreichen Züge ohne Ausdruck im Geigen und andern Instrumenten, welche der Kunst der Drattänzer gleichen, zu bewundern, und als das Werk eines Genies zu belohnen.

Man

Man lehre die Schüler, mit leichten Liedern, ungefähr so, wie die süßen Lieder für Kinder vom Weiße sind, anzufangen, und so ihren Geist, ihren Ausdruck zum Tone der Ode zu stärken. Selten zeige man ihnen Fehler, welche in den Werken großer Seelen die Zeit und der feinere Kunstrichter entdeckt haben. Dadurch wird der erste einzige Endzweck des Lehrers, bloße wahre Empfindung in die Herzen seiner Schüler zu legen, erstickt, und der Tadelgeist an seine Stelle gesetzt. Wenn der Lehrer mit der Empfindung liest, in welcher der Dichter, da er schrieb, sich befunden hat; wenn er diese Empfindung mit in den Ton bringt: so hat er bereits von dem Dichter die beste Erklärung gegeben. Das ist das einzige; aber das erfodert Zubereitung, Stille, Feyerlichkeit des Geists; denn eben dieselbe Nachtigall, die einen mit dem süßen Schaudern eines Freudenlieds anfüllet, stimmt oft für einen andern, dessen Herz sich in einer andern Lage befindet, den Ton der Klage an.

§. 10.

Von der Idylle.

Die Idylle (welches Wort ein kleines niedliches Bild (Ειδυλλιον) bedeutet, nachmals aber unter den allgemeinen Begriff des Schäfergedichts gezogen, auch unter dem Namen Eklogen (Εκλογυ, eine Sammlung guter Gedichte) angenommen ward,) die Idylle also ist überhaupt ein Gemälde des glücklichen Landlebens.

Diese Gemälde sind kein blosses Ideal, sondern ausgehobne glückliche Begebenheiten, sondern ein aus vielen einzelnen Zügen zusammengesetztes Ganzes eines simpeln, eines natürlichen und zufriednen Lebens. Wie der Maler, um eine schöne Landschaft heraus zu bilden, vieles übergeht, und nur das, was wahrhaft schön ist, zu sich nimmt: so übergeht der Dichter das gemeine Leben der Menschen auf dem Lande, und bleibt nur bey denen stehen, wo er noch die erste edle Einfalt, und die naive Natur in ihrer Unschuld entdeckt hat.

Diese Gemähldе enthalten entweder eine Handlung, (im epischen oder dramatischen

Tone) oder eine Erzählung, eine Empfindung der Natur, oder seiner eignen Zufriedenheit.

Die physische Natur muß hier keine ausgedorrten Gegenden, keine entblätterte saftlose Bäume vorstellen; denn redliche Hände bebauen das Feld, pflanzen die Reben am Hügel; aber auch keine Kunst hat hier Bäume und Blumen in gerade Gänge gepflanzt, und in schön geordnete Beeter gesammelt; man hat da keine künstlichen Quellen; Männer und Nympfen von Marmor gießen sie nicht in große marmorne Becken. Schöner ist der ungekünstelte schattichte Hain mit seinen gekrümmten Gängen; schöner sind die Wiesen mit tausend Blumen geschmückt; Blumen sind um die Hütte gepflanzet, Majoran, und Lilien und Rosen, und o wie schön sind die Quellen, wenn sie aus Klippen sprudeln, oder aus dem Gebüsche von Hügeln fallen, und dann durch blumichte Wiesen sich schlängeln!

Eben so simpel und glückselig, wie die Natur, ist der Charakter dieser Menschen. Kein Neid, kein fremdes Glück störet ihre Ruhe, löset die festen Bande ihrer Zufriedenheit auf. Gesättigt mit dem, was jeder be-

sitzt, fließet iht Leben, still und unbewölckt, in seligen Tägen dahin, ohne mit List, mit Theil-losigkeit nach mehr zu trachten. Ihre Bedürfnisse sind wenig, und keine stürmische Leidenschaft, keine gesuchte, mißverstandne Verfeinerung erweckt in ihnen die Triebe der Unersättlichkeit: Was sie am meisten glücklich macht, ist ihr Antheil, ihre Freude, andere glücklich zu sehen. Ihr Wohlwollen, ihre Zuneigung breitet sich über die ganze Natur aus. Mit einer Art von Geselligkeit und zärtlichem Gefühle pfleget er des Baumes, der ihm süße Früchte trägt, segnet er die Quelle, die seinen Durst löschet, und den Schatten, in dessen Kühlung er seine müden Glieder erquicket.

Ihr warmes Gefühl und unverfälschte Zuneigung bildet ihre Sprache, und die Gemählde, in welche dieselbe dahin schmelzt. Daher die Wiederholungen in ihren Ausdrücken, die Bilder und Gleichnißen, die sie allenthalben aus der Natur entlehnen, wo sie etwas ähnliches empfunden haben. Was die Quelle dem Durstigen, und der müden Heerde der Schatten ist: das sind ihnen wechselweise ihre Lieder.

Lassen

Lassen Sie uns diese Züge in folgender Idylle betrachten:

Bey frühem Morgen kam der arme Amintas aus dem dichten Hain, das Beil in seiner Rechten. Er hatte sich Stäbe geschnitten zu einem Zaune, und trug ihre Last gekrümmt auf der Schulter.

(Der Umstand, daß er schon viele Mühe an die Stäbe verwendet, und sie zu dem Gebrauche seines Nutzens bestimmt hat, vermehrt die Schönheit seiner Handlung.)

Da sah er einen jungen Eichbaum neben einem hinrauschenden Bache, und der Bach hatte wild seine Wurzeln von der Erd' entblößet, und der Baum stund da, traurig und drohte, zu sinken.

(Wie simpel ist diese Beschreibung! Aber was mußte Amintas gemäß seinem Charakter empfinden, was mußte er wollen, sagen? Und wie? Der Lehrer vergesse ja nicht, sich bey diesen Fragen zu verweilen.)

Schade, sprach er, solltest du Baum in dieß wilde Wasser stürzen; nein, dein Wipfel soll nicht zum Spiel seiner Wellen hingeworfen seyn. — Jezt nahm er die schweren Stäbe von der Schulter; ich kann mir andere Stäbe holen, sprach er, (wie zärtlich

lich und empfindsam ist dieser kurzer Zug!) und hub an, einen starken Damm vor den Baum hinzubauen, und grub frische Erde. Jezt war der Damm gebaut, und die entblößten Wurzeln mit frischer Erde bedeckt; und itzt nahm er sein Beil auf die Schulter, und lächelte noch einmal zufrieden mit seiner Arbeit in den Schatten des geretteten Baumes hin, und wollte in den Hain zurück, um andere Stäbe zu holen; —

(Hier hätte der Dichter enden können; aber er fängt gleichsam eine neue Idylle an, wo sich das gute Herz dieses Schäfers noch fühlbarer ausnimmt; die Dryaden beschützten die Eichen; sie entstunden und verschwanden mit ihnen.)

— Aber die Dryas rief ihm mit lieblicher Stimme aus der Eiche zu: Sollt ich unbelohnt dich weglassen? gütiger Hirt! Sage mirs, was wünschest du zur Belohnung; ich weis, daß du arm bist, und nur fünf Schaafe zur Weide führest,

Im Vorbeygehen merke ich an, daß der Dichter die Dryas nicht persönlich erscheinen läßt. Diese Schilderung würde, wenn sie auch noch so meisterhaft wäre, weil sie zur Sache nichts beyträgt, ein Fehler gewesen seyn. Bey der Aufforderung der Dryas wür-

würde ich mich bemühen, meine Schüler in die Lage des Amynts zu setzen, und sie schreiben oder sagen lassen, was sie gefordert haben würden. So etwas muß der Lehrer niemals vorbey gehen. Der Umstand, daß Amintas nur fünf Schafe hat, macht uns verlegner, eiliger, wenn wir nicht sind, wie er, etwas anders zu bitten. Und wenn dann die Antwort kömmt:

O, wenn du mir zu bitten vergönnest, Nymphe (so sprach der arme Hirt,) mein Nachbar Palemon ist seit der Ernde schon krank; laß ihn gesund werden.

Ich habe diese Stelle niemals gelesen, ohne aufs innigste gerührt zu werden. Ich kann mich über so was nicht ausreden. Um seinem Schüler die Simplicität des Ausdrucks in dieser Stelle, die Güte und Zärtlichkeit, die in jeder Wendung liegt, faßlich zu machen, lasse ihn der Lehrer dieselbe in jede andere Worte umändern. Er wird fühlen, daß jede andere Versetzung, Ausdehnung verliert, und zu seinem Urbilde zurück eilen.

Der Dichter befriediget am Ende den Wunsch, den jedes feine Herz fühlen wird, auch den Amyntas belohnt zu sehen.

So bat der Redliche, und Palemon ward gesund; aber Amyntas sah den mächtigen Segen in seiner Heerde, und bey seinen Bäumen und Früchten, und ward ein reicher Hirt; denn die Götter lassen die Redlichen nicht ungesegnet.

Da man keinen Gegenstand vorbey lassen soll, ohne ihn auf allen Seiten zu nützen: so würde ich bey dieser Gelegenheit meinen Schülern sagen, welcher Zeitpunkt in dieser Idylle der schicklichste wäre, einen Maler zu reizen. Ich würde nicht vergessen, demselben zu sagen, welche Züge in dem Punkte, wo er den Baum zum erstenmal sieht, die Hauptzüge seiner Mienen, wie seine Pantomime bestellt seyn müßte; aber wie ausnehmend schön müßte der Zug ausfallen:

Itzt nahm er sein Beil auf die Schulter, und lächelte noch einmal zufrieden mit seiner Arbeit in den Schatten des geretteten Baumes hin.

Die Idyllen des Theokrits, Moschus und Bion sind bekannt. Virgil ahmte dem Theokrit nach, und bedient sich oft eben derselben Materien, eben derselben Gedanken und Wendungen. Seine Eklogen sind von P. Schmid übersetzt worden.

Unter den französischen Idyllendichtern ist Segrais der beste; auch die Madame Deshoulieres fühlte diesen Ton; aber die Meisten von den übrigen haben ihn verfehlet.

Eben so selten sind die guten Idyllen der Engelländer, und Pope, Spenser und Collins sind fast die einzigen, welche sich auszeichnen.

Die Schäferstücke der Italiäner sind ebenfalls zu studirt, zu gesucht. Tasso, dessen Amint das beste Stück ist, Guarini, Marino rc. haben hierinne Versuche geschrieben.

Aber sanft und redlich, und der Natur getreu fühlet der Deutsche jede Feinheit der ungekünstelten zärtlichen Einfalt, von der er sich, wie es scheint, weniger, als andere Nationen entfernt hat. Die Empfindungen und Gemälde aus der heil. Schrift von Schmidt, die Idyllen des Gärtners, Kleists enthalten die naivesten Züge, und der Beyfall, den wir ihnen ertheilen, beweiset, daß wir sie nachfühlen. Gellert ist in jedermanns Händen, und wer den Geßner las, dem darf ich nicht erst sagen, daß er Muster, vortreflicher, als die der Griechen gelesen hat. Ich will noch

ein

ein Beyspiel, wo sich sehr viel zum Unterrichte sagen läßt, hersetzen:

Daphnis, Chloe.

Früh am Morgen trat Daphnis aus der Hütte, und fand Chloen, seine kleinere Schwester, beschäftigt, aus Blumen Kränze zu winden. Thau gänzte auf allen, und zu dem Thau fielen ihre Thränen.

Daph. liebe Chloe, was sollen diese Kränze? Du weinest, ach!

Chloe. Weinest du doch selbst, mein Lieber! Aber ach! Sollten wir nicht weinen? Sahst du es, wie traurig unsere Mutter bey uns vorüber gieng; wie sie uns die Hände drückte, und schluchzte, und ihr Thränenvolles Aug verbarg.

Daph. Ich sahe es. Ach! unser Vater! Er muß wohl mehr krank seyn, als er gestern war.

Chloe. Ach! mein Bruder, mein Bruder! Wenn er stirbt! — Ach! wie er uns lieb hat; wie er uns küßt, wie er uns herzt, wenn wir thun, was er gerne hat, und was den Göttern gefällt!

Daph. Ach! liebe Schwester! Wie traurig alles ist! Umsonst liebkoset mich mein kleines Schaf; fast, ach! fast vergeß ichs, ihm seine Speise zu geben.

ben. Umsonst flattert meine Taube auf meine Schulter, und schnäbelt mich um meine Lippen, und um mein Kinn; nichts, nichts macht mir Freude! Ach! unser Vater! Sollt' er sterben, ich stürbe auch.

Chloe. Ach, unser Vater! Weist du noch? Fünf Tage sinds nun, seit er uns beyde auf seinem Schoosse hielt und weinte.

Daph. Ach Chloe! Wie er uns auf die Erde stellte, wie er erblaßte! Ich kann euch nicht mehr halten, geliebte Kinder! Mir ist übel, sehr übel; und da wankt' er zu seinem Bette: Seitdem ist er krank.

Chloe. Ach immer kränker! Sieh, was ich vorhabe, Bruder. Früh gieng ich aus der Hütte, um frische Blumen zu brechen, und diese Kränze zu machen; dann gehe ich zu der Bildsäule des Pan; denn immer sagen unser Vater, und unsere Mutter, die Götter sind gütig, und hören gerne fromme Gebete. Ich will gehn, und diese Kränze ihm opfern; und, siehst du es hier im Kefigt, das Liebste was ich habe, meine Vögelgen, will ich ihm opfern.

Daph. Ach meine liebe Schwester! Ich will mitgehn; warte, nur zween Augenblicke warte: Ich will mein Körbgen voll der schönsten Früchte holen; und meine Taube, die will ich auch zum Opfer bringen.

Er lief, und kam bald zurücke, und sie giengen zu der Säule des Pan, die nicht weit unter Fichten auf einem Hügel stand. Itzt knieten sie vor ihm hin, und so fleheten sie zu dem Gott:

Daph. Pan, du gütiger Schützer unsrer Triften, höre, höre unser Flehn! Wir sind die Kinder des kranken Menalkas; höre, o höre unser Flehn!

Chloe. Höre, o höre unser Flehn, guter Pan! Nimm an unser kleines Opfer, wie Kinder es geben können: diese Kränze leg ich vor dir hin; möcht' ichs erreichen, um deine Schläfe und deine Schultern würd' ich sie winden. Rette, o rette gütiger Pan unsern Vater, und schenke ihn uns armen Kindern wieder. —

Daph. Diese Früchte bring ich dir, die süßesten die ich habe, nimm, ach nimm sie gütig an; die beste Ziege würde ich dir geopfert haben, wäre sie nicht stärker, als ich Kind bin. Aber bin ich größer, dann opfere ich dir alle Jahre zwo, daß du unsern Vater uns schenktest. Laß unsern besten Vater gesund werden.

Chloe. Dieses Vögelgen will ich dir opfern, gütiger Pan; es ist unter allen, das ich habe, das Liebste. Sieh, es fliegt auf meine Hand, um Speise zu haben; aber opfern will ichs dir, guter Pan.

Daph.

Daph. Und diese Taube würg' ich dir. Sieh, sie will spielen und freundlich thun; aber opfern will ich sie, guter Pan, daß du den Vater uns schenkest: Höre, o höre unser Flehn!

Die Kinder wollten itzt würgen mit kleinen zitternden Händen; aber eine freundliche Stimme rief: Gerne hören die Götter die Gebete der Unschuld; würget eure Freude nicht, Kindergen, euer Vater ist gesund!

Und er ward gesund. Entzückt über die Frömmigkeit der Kinder giengen sie selbiges Tages noch alle, dem Pan zu opfern; und Menalkas erlebte in vollem Segen seine Enkel.

Es ist ungemein nützlich für den Schüler, und darinn sollte manche Aufgabe bestehen, daß man ihn die Anmerkungen über solche Stücke selbst machen, und seine Empfindung niederschreiben läßt. Diese Idylle hat sehr viel Schönes. Wie naiv ist der Chloe Beschreibung von ihrem Vögelgen, und des Daphnis von seiner Taube, und doch will sie, will er sie opfern. Der Augenblick, wo beyde Kinder würgen wollen, müßte das schönste, naiveste Gemälde geben, das jemals gesehen worden. Sollte nun der empfindsamere Schüler nicht angeben können, welche Bewe-

gen in ihren Mienen vorzüglich gesehen werden müßten?

§. 11.

Von der Fabel.

Die Fabel ist ein erzählendes Bild, welches die genaueste Aehnlichkeit mit gewissen Begriffen oder Wahrheiten enthält.

Als die Sprache der Menschen noch zu dürftig an Worten, und mithin genöthigt war, das geheime Verlangen derselben mit Aehnlichkeiten auszudrücken; auch damals, als die Tyraney jeder Wahrheit das Ohr, und jedem Patrioten den Mund schloß, preßte der innere Ungestüm dem Menschen die Fabel aus. Die äsopische Fabel ist keineswegs, eigentlich zu reden, ein Spiel für Kinder, wie Batteux meynt; die Fliege und die Ameise lehrten Wahrheiten für Männer, und hatten die Kraft, Tyrannen, vor welchen der Erdkreis zitterte, in ihrem Innersten beben zu machen.

Die Haupteigenschaft der Fabel besteht darinn, daß eine vollkommene Aehnlichkeit zwischen dem Bilde und der Wahrheit oder dem Begriffe, den man durch selbes ausdrü-

cket,

cket, vorhanden sey. Alle Theile der Fabel müssen sich mithin auf diese Wahrheit beziehen, und so oft ich einen derselben, ohne daß ich dieser Abbruch thue, wegnehmen kann: so oft zeigt sich in der Fabel etwas Mangelhaftes; sie hält sich in diesem Stücke beynahe vollkommen nach den Gesätzen der dramatischen Dichtkunst, (nur mit dem Unterschiede, daß diese die Leidenschaften zum Entzwecke hat, welche für gewisse Wahrheiten erweckt werden können.)

Die Fabel soll eine einzige, eine simple und interessante Handluug seyn; sie soll einen Anfang, wo man die Handlung schürzt; ein Mittel, wo man sie aufzulösen bemüht ist; und ein Ende oder eine wirkliche Auflösung, die aus der Sache selbst fließt, enthalten.

Es kommt nicht auf die Willkür des Dichters an, den Thieren, welche er handeln läßt, einen Charakter, wie er gern hätte, zu geben; er muß sie in demjenigen erscheinen lassen, ihnen diejenigen Leidenschaften geben, in denen sie aus den Handlungen, welche man von jeher an ihnen bemerkt hat, bekannt sind. Der Wolf muß allemal grausam, raubgierig, das Lamm allemal schuldlos, unschul-

dig, und der Fuchs allemal listig seyn. Und aus dieser Vermischung der verschiednen Charaktere muß, wie im Drama, die Verwicklung und Auflösung herkommen.

Auch nach den Regeln einer guten Erzählung muß die Fabel sich richten, und mithin Einfalt, Deutlichkeit, Kürze und Naivität in ihrem Vortrage und Ausdrucke enthalten. Und wie jene nach dem Gegenstande, den sie vorträgt, sich richtet, und hoch und feyerlich, oder, wenn es jener erfordert, gemein, lustig, und witzig wird: so nimmt auch die Fabel, je nachdem es die Sache und Charaktere erfordern, einen verschiedenen Ton, eine verschiedene Wendung der Sprache an.

Man pflegt einen Unterschied zwischen den Erzählungen und Fabeln zu machen, welcher eigentlich darinn liegt, daß man in den ersten die Menschen oder auch Wesen, welche über Menschen erhaben sind, handeln läßt, oder daß der Dichter eine wirkliche Begebenheit oder Wahrheit erzählt, da man indeß in der sinnbildischen oder symbolischen Fabel Thiere, oder noch geringere Dinge redend einführt, oder abgezogne Dinge personificirt, die man noch niemals als Personen gekannt hat.

Ein

Ein Lehrer mit Gefühle findet allenthalben Gelegenheit, unzählige Anmerkungen über die Eigenschaften einer guten Erzählung, über gute Gemälde, Zeichnungen der Oerter, der Personen u. s. w. in Beyspielen zu machen. Er kann zu diesem Endzwecke diejenigen Fabeln, welche von verschiednen Dichtern bearbeitet worden, vergleichen, und die Züge, welche jener aushub, dieser wegließ, bemerken. Auch Gellerts Kritiken über seine eignen Fabeln, und seine vorausgeschickte Abhandlung kann ihm bey seinem Schüler trefliche Dienste thun.

Die Fabel trifft man, wie den Tanz, den Gesang, bey allen Völkern des Erdbodens an; indeß sind die Fabeln des phrygischen Philosophen Aesopus die ersten, die uns bekannt sind. Die Simplicität seines Vortrages ist bewunderungswürdig, und, wie in andern Dingen, seit der Zeit, als man mit vielen Anmerkungen und Regeln lehren wollte, wie man natürlich schreiben sollte, beynahe unnachahmlich.

Phädrus kleidete ihn in Putz und Witz ein; seine Worte und Gemälde, alles abgemessen und malend, umgaben die Wahrheit

mit den Reizen der Kunst. Rollin, Batteux haben einige Fabeln zergliedert, und Anmerkungen, wie diese, können einem Schüler schon viel Licht geben. Folgende Fabel hat sehr viel, das sich auszeichnet.

Os *deuoratum* fauce cum haereret lupi,
Magno dolore *victus*, coepit singulos
Inlicere *pretio*, ut illud extraherent *malum*.
Tandem persuasa est *jurejurando* Gruis,
Gulaeque credens colli *longitudinem*
Periculosam fecit *medicinam* lupo;
Pro quo cum pactum flagitaret præmium,
Ingrata es, inquit, ore quae *nostro* caput
Incolume abstuleris, et mercedem postulas.

Die Italiener haben keinen Fabeldichter, der uns zum Muster dienen könnte, und die Engelländer haben nur ihren sanften Gay; unter den Franzosen haben sich de la Motte, und vorzüglich la Fontaine, in dessen Fabeln man immer mehr findet, je mehr man sie liest, unvergeßlich gemacht.

Desbillon hat den Geist der äsopischen Fabeln treflich ausgedrückt; aber der Deutsche

sche hat hierinn alle andere Nationen übertroffen. Nach dem Matthesius, dem ersten Fabeldichter, schrieb Burkard Waldis mit Aesops Geist und Simplicität.

Als die schwäbischen Dichter blühten, kamen eine Menge Fabeln heraus, und diejenigen, welche Bodmer aus den Zeiten der Minnesinger geliefert hat, zeigen, daß sie treflich sind. In diesem Jahrhunderte sind Hagedorn und Gellert mit einem Ruhme aufgetreten, den kein Zeitalter verkennen wird. Jener war der erste, der in der blühendsten Epoche der deutschen Dichtkunst, zwar viele Nachahmungen, aber mit dem Geiste der Neuheit schrieb; dieser, der einzige, der sich mit dem unverstelltesten Beyfalle die Herzen der Deutschen gewonnen, unsrer Sprache eine liebenswürdige Reinigkeit, der Bildung der Sitten die anmuthigste Lehre gegeben, und Deutschlands Ehre in die entferntesten Provinzen getragen hat. Diesen folgten viele andere, worunter Meyerns hundert Fabeln, Lessing, Moser, Michaelis, Lichtwer, Willamov ꝛc. den Vorzug verdienen.

§. 12.

§. 12.

Von dem Lehrgedichte.

Eine Wahrheit, oder philosophische Untersuchung (nicht bloß in Verse bringen, wie Batteux definirt,) sondern mit dem Schwunge, mit der Empfindung, Einbildungskraft des Dichters vortragen, das versteht man eigentlich, wenn man das Lehrgedichte in das Gebiete der Dichtkunst mit aufnimmt. Man nennt diese Uebersetzungen der Wahrheit didaktische oder lehrende Gedichte, und jeder Gegenstand, er mag nun historisch seyn, wie Lucans Pharsalia; oder philosophisch, wie Hallers Gedichte; oder ökonomisch, wie Virgils Georgica, die Dusch so treflich übersetzt hat. Kurz, jeder Gegenstand kann die Form des Lehrgedichts annehmen.

Es findet sich fast keine feurige Prosa, in der nicht etwas von diesem Geiste dazu käme. Wenn man ganz von seiner Sache ergriffen, und vom Eifer für selbe hingerissen ist: so nähert man sich oft einem Ausdrucke, welcher der dichterischen Begeisterung ähnlich ist.

Auch andere, deren Beruf bloß darinne bestund, die nackte Wahrheit ohne Antheil ihres Herzens vorzutragen, haben sich einer Freyheit dieser Art bedient, um ihrem Vortrage mehr Gegenwart zu geben. So sind oft die Charaktere, welche die Geschichtschreiber aus den Handlungen ihrer Personen abziehen, erdichtet; so legte Livius seinen Personen Reden in den Mund, welche sie, wenn man ihre Umstände, und was sie thaten, zusammnimmt, gehalten haben könnten.

Die Alten, (wie Plato, Cicero ꝛc.) haben den schätzbaren Einfall gehabt, ernsthafte philosophische Wahrheiten in Dialogen vorzutragen, und den Personen, welche darinn auftreten, Charaktere mitzugeben; eine Methode, nach welcher manche heutige Wahrheit, statt daß sie in einer steifen und systematischen Abhandlung in ihrer Empfehlung unendlich viel für das Herz verliert, einkleiden sollte; allein das erfordert freylich eine unglaubliche Mühe, und die Launen, die Wendungen, welche man den Ausdrücken der Personen mitgäbe, verlangen ein großes poetisches Genie.

Die

Die Ordnung, in welcher ein didaktischer Dichter seine Lehre vorträgt, ist ihm vollkommen willkürlich, und die Höhe und der Gang seines Ausdrucks, ausser den allgemeinen Eigenschaften jeder Lehre, daß sie nämlich deutlich, kurz ꝛc. seyn soll, nach dem Ernst des Gegenstands.

Beyspiele können diese Begriffe am besten festsetzen. Linus, Orpheus, Musäus und Tamyris besangen philosophische Dinge; Theognis kleidete seine Sittensprüche, Hesiodus seine Arbeiten und Täge, Nikander und Oppian ihre Lehren vom Landbau, von der Fisch- und Jägerey in die didaktische Form ein.

Außer Virgils Georgica, welche einige höher schätzen, als seine Aeneide, hat Horaz eine Dichtkunst für Künstler und Dichter, und trefliche Lehrgedichte über verschiedne sittliche Gegenstände geschrieben. Diese und einige seiner Satyren sind es, was diesen Mann unvergeßlich macht. Lucrez schrieb ein Lehrgedicht über die Natur.

Unter den Italienern bewundert man die Dichtkunst und das Schachspiel des Vida,

und die Sammlung aller philosophischen Systeme vom Pater Ceva.

Die Franzosen rühmen sich mit einem Boileau; seine Dichtkunst für alle Gattungen hat viele Vorzüge. Watelets Gedichte de la Peinture ist bekannt.

Die Engelländer haben einen Pope, Addisson, Dodsley und viele andere aufzuweisen, welche in die Tiefen der Wahrheiten drangen.

Und wir Deutschen, nicht Nachahmer, sondern selbst Originalseelen, haben hierinn alle andere Nationen übertroffen. Gellerts Lehrgedichte, welche ganz aus dem frommen Herzen dieses Mannes geflossen, verdienen eine vorzügliche Stelle. Sie sind zwar nicht neu gedacht, aber mit einer so redlichen, antheilnehmenden Empfindung ausgedrückt, daß ich den verachten oder bedauern muß, der sie nicht mitempfindet. Und der liebe Cronegk! Auch dieser ist nicht neu; aber ich verspreche mir alles von dem Jünglinge, der dieses Dichters schmelzende, wehmüthige Schwermuth und melancholische Laune empfindet. Aber Opiz, einer der ersten didaktischen Dichter,

Hal-

Haller, Lichwer, Withof haben gezeiget, was der philosophische Geist, verbunden mit dem Geiste des Dichters, hervorbringen kann.

Es ist überaus nützlich, wichtige Wahrheiten mit der Empfindung des begeisterten Menschen unter das Volk zu bringen; Ein Mann, der in die Geheimnisse der Dinge sieht, vorausdenkt, und da Stürme der Empfindung fühlt, wo alles schweigt, so ein Mann ist es, der den Beruf hat, für die Rechte der Vernunft, für die Ehre und das Wohlseyn seiner Nation zu sprechen.

Ein einziger Mann nur, des Lichtes einziger Sohn im finstern Alter, der allem Exempel, aller Verführung entgegen, und aller langen Gewohnheit und der übrigen Welt, die er beleidigt, zuwider, tugendhaft bleibt; er achtet nichts nach ihrem Gespötte, nichts nach ihrem Hohn, und ihrem schreyenden Unrechte ꝛc.

§. 13.

§. 13.

Von den Sinngedichten.

Eine Ueberschrift, welche man an öffentliche Oerter, über Denkmäler u. s. w. setzte, ward ehemals ein Epigramm, und wenn sie auf Gräbern stund, ein Epitaphium genannt. Sie waren äusserst simpel, kurz, voll und klar, wie wir aus der Sammlung der griechischen Anthologie sehen können, welche Maximus Planudes (eben derjenige, der im vierzehnten Jahrhunderte eine Sammlung von Fabeln unter dem Namen des Aesopus heraus gab) zusammgetragen hat. Den Charakter dieser alten Inschriften drückt eine neuere aus, welche der König von Preußen auf ein Invalidenhaus setzen ließ: Læso & invicto militi.

Leßing, der die Theorie des Epigramms, welche der Lehrer nachholen kann, geschrieben hat, sagt, es sey ein Gedanke, kurz ausgedrückt und am Ende mit einem Stachel versehen. Jedes derselben hat zween Theile, nämlich die Erzählung der Sache, welche den Gedanken hervorbringt, und dann der Gedanke selbst.

Ra-

Katulls, und Martials Sinngedichte sind bekannt.

Sunt bona (sagt dieser letztere) sunt
quædam mediocria, sunt mala
plura
Quæ legis hic: aliter non fit, Avite,
liber.

Dergleichen Epigrammatisten haben alle Nationen, aber die ungeheuerste Anzahl derselben findet sich bey den Franzosen; die Deutschen zählen auch sehr viele, z. B. Caniz, Kästner, Hagedorn, Wernick u. s. w. Dieser letztere ist besonders gedrängt und überaus gedankenreich. Folgendes Epigram ist von ihm:

Es rühmt ein reicher Abt sich einmal über Tisch,
Das Weinglas in der Hand, daß er mit manchem
Fisch,
Mit Austern, Schmerlen, Stör, Karussen, Karpen, Kressen
Mit trocknem Lachs und Aal, und mehr dergleichen Essen,
Sich auf die Fastenzeit, die nun nicht weit mehr
wår,
Geschicket, und die Küch im Kloster wohl gespicket.
Ich habe beßer mich, sagt einer drauf, geschicket.
Wo mit? Frågt ihn der Abt; mit nichts, antwortet er.

§. 14.

§. 14.

Von der Satyre.

Wenn man sich auf alle diejenigen Schriften bezieht, die sich Satyren nennen, so kann man sie überhaupt ein Gedicht oder Werk der Kunst nennen, worinn man mit launischem Ernst oder Scherz die Thorheiten und Laster der Menschen angreift, um sie zu beßern. Ich nenne indeß eine Satyre die Schilderung des Belachenswürdigen an dem Menschen, und ich berufe mich auf diese Erklärung bey allen Arten der Satyren. Es ist uns äusserst daran gelegen, von dieser wohlthätigen Erfindung deutliche und bestimmte Begriffe zu besitzen.

Es ist ein Unterschied zwischen dem Lächerlichen und Belachenswürdigen. Jenes kann durch einen witzigen Einfall, durch eine unerwartete Zusammensetzung gewisser Dinge hervorgebracht werden; allein, das Wahrnehmen desselben zieht außer der Erschütterung, welche man Lachen nennt, keine andere Folge, kein weiteres Gefühl in Absicht auf das Sittliche nach sich. Es gehört viel Talent zu dieser Art von Einfällen, und der,

welchem es gegeben ist, kann seinen Mitbürgern trefliche Dienste leisten. Man hat vielleicht die Gründe nicht erwogen, welche der Harlekin in jener vortreflichen Abhandlung vorbringt, wenn man das Burleske ohne alle Ausnahme verwirft.

Aber das, was belachenswürdig ist, erregt in uns ein Gefühl von etwas unanständigem, von etwas, das nicht zugegen seyn sollte, und das uns, so lange es zugegen ist, verächtlich bleibt. Eine jede Sache hat, wie wir bey der Erklärung der Schönheit sagten, nur eine Linie, bey der sie gerade das ist, was sie seyn soll, und ausser der jede Abweichung in eine Lage führt, welche die Natur der Sache zerrüttet, und auflöst. Wie die Gesichtszüge, wenn sie vollkommen regelmäßig seyn sollen, nur in einer gewissen Uebereinstimmung aller einzeler Theile zum Ganzen es werden, und, so bald sie von dieser abweichen, ins Ungereimte, und weiter fort ins Abentheuerliche verfallen: so haben alle sittliche Regungen und Handlungen des Menschen eine gewisse Ordnung, ein gewisses ewiges Gesätz, und sie arten, so bald sie sich von der Mittellinie entfernen, erst ins Belachenswürdige und dann ins Schreckliche aus.

Die Tugend hat nur eine Seite, von der man sie ansehen kann, aber das Laster zwo; man verlachet und verachtet es, in soweit man das Unschickliche und Unanständige an selbem bemerkt, und hasset und verabscheut es, wenn man es in den schrecklichen Folgen, welche es mitführt, erblickt. Dieses letztere ist eigentlich der Gegenstand der Tragödie, oder andrer ernsthafter züchtigender Gedichte, die man vielleicht mit Unrecht unter die Satyren versetzte; und der Endzweck, die Empfindung des erstern aufzuwecken, dem Laster entgegen zu gehen, es zu verfolgen, ehe es ganz noch zugegen ist, ganz noch Laster ist, oder wenn es das schon geworden, und das Herz schon durchfressen ist, die Wunde mit der warnenden Hand des mitleidigen, gutmeynenden Freundes zu heilen, dieser edle Endzweck ist der Endzweck der Satyre. Der Lehrer erkläre Rabeners Vorbericht von dem Mißbrauche der Satyre.

Die Satyre hat mit dem Pasquille keine Gemeinschaft. Dieses richtet sich in einem beleidigenden, gallichten Tone auf eine gewisse Person, raffet Fehler und Laster, und Wahrheit und Verläumdung mit Unsinn zusamm,

schüttet auf selbe diese Niederträchtigkeit aus der Absicht aus, um sie verächtlich und unglücklich zu machen.

Wer also das feine Gefühl besitzt, zu beobachten, bey welchen Zügen eine Gesinnung oder Handlung von ihrer Ordnung sich wegverliere, wer die Gabe besitzt, diese Züge auszuheben, zu sammeln, und unter die Sinnen zu bringen, der besitzt die unschätzbare Gabe, eine Satyre zu schreiben.

Es giebt unzählige Formen die Satyre einzukleiden; das komische Heldengedicht, welches im hohen ernsthaften Tone, im Tone und mit den Freyheiten der Epopäe, Maschinen zu brauchen, belachenswürdige Dinge beschreibt; die Komödie, welche die belachenswürdigen Leidenschaften der Menschen in Handlungen zeigt; und endlich die erzählende oder gewöhnliche Satyre, welche in der Gestalt einer Abhandlung, eines Briefes, oder auch eines Romanes u. s. w. einherkomt.

Die Satyre ist keineswegs eine Erfindung der Griechen oder der Römer. Der Hang zu derselben gründet sich in der Natur des Menschen, so bald er andere beobachtet, und einige Arten davon finden sich bey allen

Völkern. Indeß war der Ausdruck der Satyre Anfangs sehr roh, und die Gelegenheit, wo man sich derselben bediente, sehr unschicklich. Bey den Griechen bestund sie in muthwilligen Schimpfreden, welche bey gewissen Festen auf das Volk herabgesagt wurden; so sagt Lucian, daß die Schimpfreden einen Theil der Bachusfeste ausgemacht haben. Und nach der Erzählung des Herodotus, daß bey den Epidauriern an einem gewissen Opferfeste der Chor keine Mannspersonen, sondern bloß Frauen mit Schimpfwörtern habe anfallen dürfen, scheint es, daß der Chor bestellt gewesen, dieses Amt zu verrichten. In den Komödien der Römer schreibt Horaz dem Chor schon eine bessere Verrichtung vor; allein auch bey diesen ward die Satyre öffentlich eingeführt, um den muthwilligen, und von Freude ausgelaßnen Pöbel zu belustigen. Gleichwol haben sie selbe ihrer Bestimmung näher gebracht, und die Form und den Beruf derselben umgeändert. Horaz bestimmt den Charakter der Satyre, und der Lehrer kann ihn daraus erklären; sie ward auch größtentheils durch ihn das, was sie seyn soll, geworden.

Eben diese Spuren der aufkeimenden Satyre sind bey andern Völkern, und mitten unter uns anzutreffen. Bey Gelegenheiten, wo sich viel Volk versammelt, finden sich auch gemeiniglich einige herumschweifende Truppen von Possenreissern und Spasmachern ein, welche vielleicht mit dem Tespis, der sein Theater auf einem Karn mitführte und das Gesicht mit Hefen beschmirte, gleichen Grund haben. Bey vielen Feyerlichkeiten des Volks macht noch wirklich ein Spasmacher mit einer Narrenkappe und einer Pritsche in der Hand eine wichtige Person aus, und der Harlekin in dem Possenspiele vertritt die Stelle des alten Chors.

Die Griechen haben den einzigen Lucian von Samosata; er spottete über alles, was ihm belachenswürdig vorkam, mit dem beissendstem Muthwillen; allein man muß Spasse und Harlekinseinfälle wohl von satyrischen Zügen unterscheiden. Lächerlich läßt sich alles machen, allein man kann nicht gleich allemal etwas finden, das belachenswürdig wäre. Archilochus schrieb gerade zu über einzelne Personen.

Im komischen Heldengedichte haben wir den Maus- oder Rattenkrieg (Batrachomyomachie) des Homers.

Unter den Römern sind Juvenal, Persius, und Horaz bekannt. Juvenals Satyren sind ein ungestümmer, gewaltsamer Ausbruch vom heißesten Unwillen über die Laster seiner Zeiten. Er gräbt nicht, löset nicht auf; er stürzt, zerreißt, wenn er was antrifft, das ihm im Wege steht. Welcher Unmuth liegt in dieser Stelle!

Aude aliquid brevibus Gyaris, et carcere dignum,
Si vis esse aliquis. Probitas laudatur et alget.
Criminibus debent hortos, Praetoria mensas,
Argentum vetus, et stantem extra pocula caprum. &c.
Nil erit ulterius, quod nostris moribus addat
Posteritas; eadem cupient facientque minores.
Omne in praecipiti vitium stetit. Utere Velis!
Totos pande sinus! —

Seine Freyheit, das alles ohne Menschenfurcht zu sagen, was er dachte, macht, wenn sie gleich übertrieben scheint, seinen Zeiten Ehre; sie hat aber keine Nachahmer gefunden.

Persius besaß eine gelindere Art, zu ahnden, was ihm mißfiel; gleichwol ist er hitziger, als Horaz, den er nachahmte. Horaz endlich gab der Satyre den wahren, menschenfreundlichen Ton. Sein von Natur feines Herz, und gefällige Bescheidenheit, vielleicht auch sein Ernst, die Fehler nicht bloß zu rügen, sondern abzustellen, ließen ihn zu keinen Ausdrücken kommen, welche selbst für diejenigen, auf welche sie gerichtet waren, beleidigend seyn konnten. Der Numerus seiner Verse (denn auch diese Anmerkungen wird der Lehrer nicht ausser Acht lassen, wenn er einmal die Hauptsache erklärt hat) ist bewunderungswürdig, und wird selbst der Versification des Virgils (wenn man vorausnimmt, daß der Ton verschieden seyn mußte) an die Seite gesetzt.

Unter den Spaniern hat sich Michael Cervantes hervorgethan; ich will hier nur sein komisches Heldengedicht, nämlich die Reise auf den Parnaß anmerken. Die Uebersetzung, welche davon 1745. in Erlang erschien, ist

sehr

sehr gut. Lopez de Vega ist gleichfalls bekannt.

Unter den Engelländern steht Swift oben an; Popens Satyren, vorzüglich seine Dunsiade; sein komisches Heldengedicht der Lokkenraub, wo er die Sylphiden erfunden, sind bekannt. Auch Youngs Satyren und Buttlers Hudribas haben ausnehmende Vorzüge.

Unter den Franzosen ahmte Boileau den Horaz sehr glücklich nach; seine Satyren sind lebhaft, und seine Versification ist ungemein fließend; auch sein komisches Heldengedicht, das Pult hat viele Schönheiten.

Ariosts wüthender Roland, auch des Tassoni geraubter Wassereimer sind bey den Italienern Muster komischer Heldengedichte.

Die Deutschen haben es in der Satyre allen Nationen gleichgethan, zum Theil selbe weit übertroffen. Im komischen Heldengedichte hat keine einen Zachariä. Auch Des Duschs und Tümmels Heldengedichte sind rühmlich bekannt.

Das Narrenschiff des Sebastian Brand ist die erste bekannte Satyre unter den Deutschen.

schen. Die Satyren des Freyherrn von Caniz sind ausnehmend bescheiden, und die vom Haller ganz philosophischen Geists.

Liscovs Satyre ist die stärkste; aber ganz personell. Michaelis sezte die deutschen Gelehrten in die gröszte Erwartung und starb.

Aber wer vielleicht am meisten in die Häuser gedrungen, ist Rabener, ein Mann, der den Beruf und den liebenswürdigen Ton gehabt hätte, Narren von allen Ständen zu bessern, wenn er sich den Muth genommen hätte, dieselben zu schildern. Seine Satyre tritt bescheiden, oft etwas schüchtern einher, und lächelt nur; aber er dringt tiefer, als wenn er hell auflachte.

Ausser diesen haben viele Deutsche in einzelen Zügen gezeigt, was sie schreiben könnten, wenn sie auch Muth hätten, schreiben zu wollen; allein es ist schwer über Narrheiten oder Laster zu spotten, von deren drückender Last man selbst auch zu Boden liegt. Das Gefühl wird verstimmt, und dann wird es dem gepreszten Herzen eine gröszere Art von Erleichterung, über Thorheiten, die es kränken, zu weinen, als über selbe zu lachen.

§. 15.

§. 15.

Von den Romanen.

Ein Roman ist in seinem wahren Verstande eine Geschichte des bürgerlichen Lebens mit aller Einbildungskraft und Geist des Dichters geschildert. Nicht die Epopäe, welche bloß große und erhabene Gegenstände behandelt, wenn er sich gleich zum Tone derselben erheben kann, nicht die Fabel, welche auch unwahrscheinliche Dinge mitaufnimmt, auch nicht die bloße Geschichte, welche die Facta, wie sie waren hinlegt; aber diese bürgerliche Geschichte mit der Anordnung, dem Gefühle des Dichters, ist der Gegenstand des Romanes. Er hat fast alle Gesätze, welche ein Drama beobachten muß, nur mit dem Unterschiede, daß in diesem nur eine Handlung aus dem menschlichen Leben gehoben, daß nur ein Endzweck dieser bestimmten Handlung, und alle Personen und Umstände allein wegen selber zugegen seyn, und alle Episoden, welche man wegnehmen kann, ohne der Handlung zu schaden, weggehoben seyn müssen; Da man entgegen im Romane, wo man schildern, erzählen, handeln und thun kann, was

man

man will, auch die kleinsten häußlichen Umstände benutzen, Dinge, welche sich aufs Theater nicht bringen lassen, schildern, und dem Leser, weil man da die Zeit in seiner Willkür hat, vertrauter und umständlicher, als auf der Schaubühne, begegnen kann.

Der Roman der die simpelste und natürlichste Verwicklung hat, der die Charaktere, den Lauf der Leidenschaften am besten schildert, kurz, der sich der Wahrheit unsers Lebens, unsrer Empfindungen am ehesten nähert, hat, wie das Drama, die ersten Vorzüge.

Ich will sie mit keinen Regeln, welche die äussere Form der Romanen betreffen, beladen. Diese Fesseln der äusserlichen Einrichtung sind, wie der Pedantismus der drey Einheiten, Thorheiten für Genies. Beweg mich, reiß mich hin in deine Sache, setze die Herzen des Volks in Flammen, und du hast gut geschrieben, wenn du auch keine der scholastischen Regeln beobachtet hast. Und lies und wache auf, das ist die beste Erklärung der Regeln, die ich einem feurigen Kopfe, wenn er mich recht verstehen soll, geben kann.

Es kommt hiebey vieles auf den Endzweck an, wegen dem man sich entschließt, einen Roman zu schreiben; denn über jeden Gegenstand, wo sich ein Drama machen läßt, kann man auch einen Roman verfertigen. So hat man politische Romanen, welche den Endzweck hatten, in Handlungen zu zeigen, was man sich von dieser oder jener Staatsmaxime versprechen, nach welchen Grundsätzen man überhaupt handeln soll, und welche Art von Einrichtungen man am besten befinde; so hat man auch philosophische Romanen, und endlich Romanen des gemeinnützigen bürgerlichen Lebens.

Ich weis, nach dem Gesange und dem Drama, keine Art von Gedichten, welche gemeinnütziger werden könnte, als der Roman. Wenn ein Staat einen jährlichen Preis für den Roman, der seinen Bedürfnissen angemessen wäre, vorschlüge: so würde diese wohl eine der schönsten, der ruhmwürdigsten Ausgaben seyn. Der Bürger in Palästen und der in Hütten freut sich doch, in einer guten Stunde so etwas zu lesen, und man wird nicht leicht ein Haus antreffen, wo nicht wenigst etliche Blätter, die der Familie vorgele-

sen werden, vorhanden seyn sollen; und welches verfängliche Mittel wäre ein guter Roman, Tugend, Empfindung, den Geist der Industrie in die Häuser zu bringen, und die bürgerliche Erziehung zu befestigen! Er unterweiset, bildet den Menschen um, lehrt ihn die Känntniß der Welt, giebt ihm Erfahrung, Klugheit, lachet oder weinet ihm seine Thorheiten weg, bringt ihn wider seine eignen Laster auf, und durchreinigt jeden Theil des sittlichen und bürgerlichen Lebens.

Jeder Stand, jedes Alter könnte seine Romanen haben, wie jedes seine eignen Geschichten haben sollte. Allein da noch keine Seele daran dachte, wahre Geschichten der Kinder, oder aus der allgemeinen Geschichte passende Facta für Kinder auszuheben: wann werden wir einen guten Roman für Kinder hoffen dürfen?

Aber es ist schon der Name Roman noch manchem verdächtig, und es sind freylich so viele von schlechten Köpfen geschrieben, und dieselben so sehr aus dem wahrem Endzwecke versetzt worden, daß sich wenige große Seelen an dieß Fach gewaget, bey dem man Gefahr lief, gar nicht bemerkt, oder verdrungen zu werden. Einer verführte den andern,

und

und je größer die Menge war, welche bereits geschrieben, desto häufiger war die Anzahl derer, welche glaubten, schreiben zu können. Viele sind mit äusserst verderblichen Dingen; mit wollüstigen Gemälden, die den männlichen Geist abspannen, angefüllt. Jenes süße, freylich menschliche, billige Mitleiden, das man für Personen, welche eine wütende Leidenschaft, die alle Menschenzügel ausriß, alle Vernunft unterdrückte, in Tiefen vom Elende warf, glühend mit empfand, setzte oft die Herzen junger feuriger Seelen, statt sie zu lenken, in schwärmerische Flammen, zerrüttete, oft die Ruhe glücklicher Familien, und verführte, wenn der Dichter seinen Roman glücklich endete, wenn er das Glück solcher Personen so schilderte, wie es im Leben niemals war, wenn er ein Leben voll Vergnügen dichtete, dem alle Erfahrung widerspricht, wenn er einzele Glückesfälle, die tausend andern versagt werden, malerisch aushub, so manche zur Nachahmung. Die meisten Romanen der Liebe sind bey dieser stehen geblieben, statt daß sie den Einfluß, welchen dieselbe auf die Geschäfte des fühlenden jungen Mannes, auf den Gang und die Umänderung seines Charakters behauptet, wie

sie

sie sein Herz erhöhet oder verenget, wie sie jeder Seelennerve eine neue Kraft, jeder Unternehmuug einen neuen Reiz giebt, oder wie sie die Seele herabwürdigt, ihre Festigkeit theilet, und zerfließen macht, zeigen, und den wahren sittlichen und bürgerlichen Nutzen hätten befördern sollen. Je mehr in dem Romane, der diesen Endzweck nicht hat, Genie sich befindet, desto gefährlicher kann er dem jungen erfahrungslosen Herzen seyn. Indeß haben noch einige große Seelen den Roman gerettet, und ein einziger Richardson hat Millionen romantischer Seelenflocken zerstäubet.

Die Griechen schrieben schon Romanen, aber außer dem Longus einem neuern Griechen, sind uns keine Beyspiele übrig. In der lateinischen Sprache ist allein die Argenis des Barclai geschrieben.

Die Meistersänger, welche um das zehnte Jahrhundert an den Höfen der Großen, Märchen und Fabeln sangen, gaben zu den abentheuerlichen Romanen z. B. einem wütenden Roland, den Rittern von der runden Tafel Anlaß.

Die Spanier setzten in diesen Ungeheuern fort, und spornten ihr Pferd hinaus in

Den Ocean, ohne Gränzen und Grund, wo Breite, wo Länge
Höh, und Zeit und Ort sich unter einander verlieren;
Wo die älteste Nacht, und das Chaos, noch ältere Wesen,
Als die Natur, im wilden Getümmel von endlosen Kriegen
Ihr anarchisches Reich durch ewge Verwirrung behaupten.

Don Velasquez zählt in seiner Geschichte der spanischen Dichtkunst mehr als tausend Romane, welche geschrieben worden, ehe Cervantes kam, und über die Schaar ohne Namen hinwegtrat. Sein Don Quixote allein verdient, wie die Kunst- und Herzenkenner sprechen, daß man spanisch lerne.

Die Romanenhelden der Franzosen waren die meistenmal Ohnmachtsfeßler, Liebäugler, und grausame Selbstmörder ohne Gefahr ihres Lebens; aber ihr uralter Roman Amadis in vier und zwanzig Bänden hat trefliche Züge; und ihre neuern Romane z. B. ihr Telemach, ein Staatsroman, den einige unter die Epopäen zählen, ihr Belisär,

auch die kleinen Romanen des Le Sage, und viele andere, z. B. die neue Heloise, welche der Lehrer nach seinen Umständen nennen kann, vielleicht aus Vorsorge mit Hinlegung seines guten Herzens nennen soll; — auch die Feenmärchen; die orientalischen Märchen, z. B. tausend und eine Nacht, u. s. w. haben viele ungemeine Züge.

Aber weit oben an stehen auch die Engelländer.

Der Grandison, welchen Kästner, die Clarissa, welche Haller, und die Pamela, welche Michaelis übersetzte, werden das Andenken des Richardson in alle Weltalter segnend dahin tragen. Er wußte die gleichgültigsten Umstände im häußlichen Leben zu beseelen, und die Pantomimen, welche er allenthalben hinzuschrieb, dringen in die Tiefen des Herzens. Seine Helden sollen übertrieben seyn, und es gehet ganz natürlich zu, daß tausend Leser in seinen tugendhaften Personen etwas ihnen Fremdes finden, und daß sie wünschen, dieselbe möchten etwas herunter kommen. Was die Lasterhaften betrifft: so giebt es ja Bosheiten, Intriguen und lieblose Herzen in der großen Welt, in großen Städten, die für die Schau-

bühne und jeden Roman zu unglaublich seyn würden; und was die Guten betrifft: so möchte ich wohl, daß man mir den einzelnen Fall zeigte, wo es einem Manne, welcher Ehrgefühl, gute Grundsätze, bey denen er seiner Sache gewiß ist, und wenigst den Muth wider das Laster, der erfodert wird, vor dem Feinde zu stehen, besitzt, unmöglich seyn sollte, so zu handeln.

Tristram Shandi vom Lorenz Sterne unter dem Namen Yorick; Thomas Jones vom Filding, sind ewige Muster guter Romanen. Von jenem ist eine Uebersetzung bey Bode in Hamburg, und von diesem eine eben so vortrefliche vom Dusch herausgekommen.

Humphry Klinkers Reisen vom Smollet sind gleichfalls das Produkt eines Mannes, der in die Herzen der Menschen, und in die Sitten seiner Landsleute sah.

Der Landpriester von Wakefi ld, Roderich Random und Peregrine Pikel sind sehr launicht, und wären vortrefliche Originalien, wenn sie für Italiener in Welschland geschrieben wären, welche beynahe nichts aufzuweisen haben, als ein paar Schäferromane

vom Marino. Bey den Dänen sind Klimms unterirrdische Reisen vom Hollberg bekannt.

In Deutschland war ausser der asiatischen Banise vom Ziegler; dem Arminius vom Lohenstein rc. Gellerts schwedische Gräfinn einer der vorzüglichsten, der Anfangs Aufsehen machte. Seine Begebenheiten sind freylich nicht die natürlichsten; indeß floß aus seinem Herzen so etwas Anmuthiges in seinen Stil, daß man ihn immer, wenn man ihn gleich weglegt, mit Rührung zurücknimmt.

Der goldene Spiegel vom Wieland hat große Vorzüge. Dieser Mann ist die meistemal bloßer Nachahmer, er sagt immer einerley, und am Ende ist man gemeiniglich da, wo man im Anfange gewesen.

Sebaldus Nothanker ein treflicher Roman voll Nationalsitten und deutschen Gefühls.

Das Fräulein von Sternheim von la Roche ist gut ausgefallen, gut dem Richhardson nachgeahmt. Indeß sind die Anmerkungen, die darinn vorkommen, oft zu gelehrt, und der Ton zu gesucht.

Her-

Hermes hat den deutschen Roman in Besitz genommen. Die Begebenheiten des Grafen von R*, die Miß Fanny Wilkes, und endlich Sophiens Reisen von Memel nach Sachsen sind Meisterstücke von Menschen- und Weltkänntniß, welchen nichts fehlt, als die Befriedigung jedes Lesers, der Antheil nimmt, und seines Wunsches, daß sie ein Ende haben möchten.

Indeß sollen Sie so, wie dieser Mann es that, sammeln, um einst so wie er (O daß ich dieß von einem aus Ihnen erlebte!) schreiben zu können. Ein Roman für Bayern, für unsere Sitten müßte ganz was neues seyn. Ich bin schon gewohnt, so zu Ihnen zu reden, als wenn das einst wirklich geschehe, was ich wünsche, daß es geschehen soll. Was ich Sie gleich im Anfang bat, alles aufzuzeichnen, was Sie in einem Buche besonders rührt: das bitte ich Sie auch hier. Wenn Sie an einem Menschen, in einer Gesellschaft ein fremder Zug, ein ungewöhnlicher Vorfall erschüttert: so versäumen Sie doch nicht, denselben, da Sie noch davon erhitzt sind, zu zeichnen. Wenn das, was Sie schreiben, auch niemals gedruckt wird: so haben

Sie

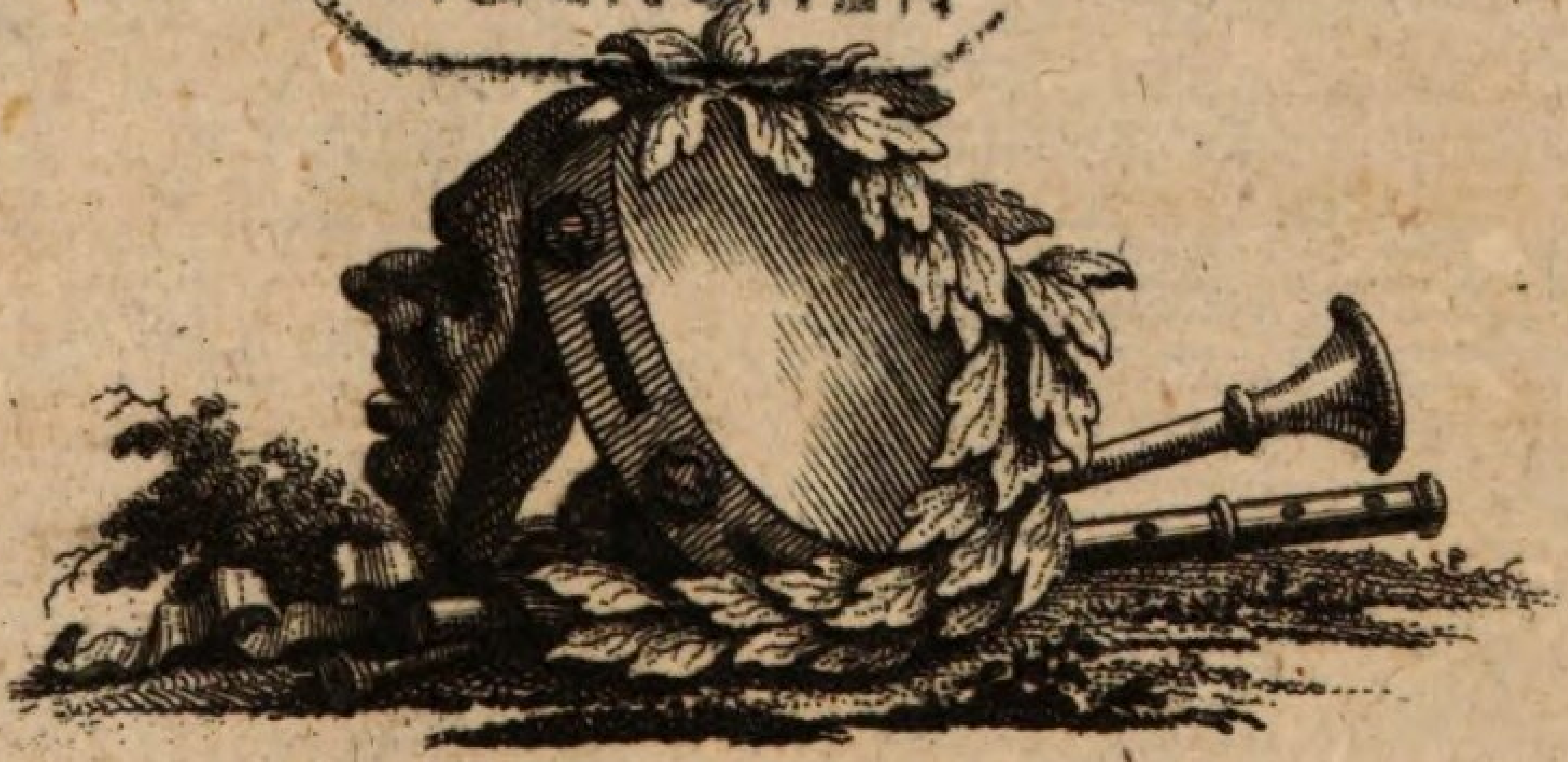
Sie doch den Vortheil, daß Sie sich ausschreiben, und der Sprache bemächtigen. Nicht Erdichtungen, nicht fremde Sitten, unsere hiesigen Begebenheiten, unsere hiesigen Sitten müßten für uns die besten seyn. Und wer ein Gefühl hat, dem sey oft, (auch das wiederhole ich nochmal) dem sey seine Muse

— Am einsamen Fels, an der stillen Cypresse willkommen,
Wo sich die Schwermuth in Leiden ergießt;
An der sanft dahin gleitenden Quell, wo der Edle sich ausweint,
Wo der Gedrückte das Unrecht beklagt,
An dem mit Moose begrabenen Denckmal, wo feyrliche Stille
Helden der Vorwelt mit Schauder bedeckt;
Bey dem langsam ausblutendem Schmerz, wo der schweigende Kummer
In dem auslöschenden Auge sich zeigt,

Und

Und (gleich dem Wurme, der still die zarte Knospe durchnaget,)
Das Mark des leidenden Geistes verzehrt;
Bey dem sinkenden Baum (er stand einst die Zierde der Gegend,
Stand, und erquickte Jahrhunderte durch)
An dem Abend des Tags, wo sein letztes Blätchen ihm abwelkt,
Sey ihm sein Herz, seine Freude geweiht.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN



Ende des ersten Theils.

X IX.89

Li-po 1̶8̶4 188/190

a-c

32 f

164-167

~~172-173~~

178-179

Empf. 55

Klist 47!

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Westenrieder, Lorenz von, 1748-1829

Einleitung in die schönen Wissenschaften

Bd.: 1

München (1777)

L.eleg.g. 439 p-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10574875-2
VD18 80433316-001